



WILHELMINE SCHROEDER-DEVRIENT.

Relief nach E. Rietschel. *gest. von L. Sichling*

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Erinnerungen

an

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von

Claire von Glümer.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
114062

Mit Portrait in Stahlstich und Facsimile.

Leipzig, 1862.
Verlag von Joh. Ambr. Barth.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Est.A
Tartu Riiklik Ülikool
Raamatukogu
17137
i 40966574

Den

Freunden und Verehrern

der

Verstorbenen.

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens, als des Glücks.“

Goethe.

Vorwort.

Die Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient, die ich hiermit ihren Freunden übergebe, sind auf den Wunsch der Verewigten geschrieben. Sie selbst hatte sich jahrelang mit dem Plane beschäftigt, die Geschichte ihres Lebens aufzuzeichnen; den Anfang hatte sie bereits gemacht, aber als sie mit Ernst an die Fortsetzung gehen wollte, nahm ihr Krankheit die Feder aus der Hand und sie ist gestorben, ohne das Werk vollenden zu können, das sie als ihre letzte Aufgabe betrachtete.

Als sie fühlte, daß sie nicht mehr im Stande sein würde, diese Aufgabe zu erfüllen, hat sie mich damit beauftragt. Aber was ich geben kann, ist keine vollständige Lebensgeschichte der Künstlerin. Gründe, welche der Leser mehrfach angedeutet finden wird, machen es vorläufig unmöglich, eine solche zu veröffentlichen.

Auch auf irgend eine Kunstform machen meine Aufzeichnungen keinen Anspruch. Die einzelnen Skizzen, welche die „Gartenlaube" gebracht hat, sind hier zwar bedeutend erweitert und ergänzt, aber es bleiben fragmentarische Mittheilungen — eine bunte Mosaik, der ich auch scheinbar unbedeutende Steinchen einzufügen nicht verschmäht habe, wenn sie mir geeignet schienen, das Bild der großen, schönen, guten Frau zu vervollständigen, deren Andenken dies Buch gewidmet ist.

Dresden, im März 1862.

Claire von Glümer.

Erinnerungen

an

Wilhelmine Schröder-Devrient.

I.

Im Jahre 1849 war ich mit Wilhelmine Schröder-Devrient in der Paulskirche zu Frankfurt a/M. zusammengekommen, war ihr von einem gemeinsamen Bekannten vorgestellt und hatte ein paar interessante Stunden an ihrer Seite verlebt. Dann waren unsre Wege weit auseinandergegangen; — ich wußte nur, daß die Künstlerin von der Bühne geschieden war, daß sie einen livländischen Edelmann, Herrn von Bock, geheiratet hatte und bald auf den Gütern ihres Mannes, bald in Paris oder Berlin lebte. Aber im Herbste 1858 kam sie nach Dresden und da sah ich sie wieder; zuerst in dem Concerte eines jungen Künstlers, worin sie nach jahrelanger Pause zum ersten Male wieder auftrat.

Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie die hohe, imponirende Gestalt auf dem Podium erschien, von der Versammlung mit stürmischem Applaus begrüßt

wurde, sich lächelnd und doch tiefbewegt verbeugte, aufathmete, als fühlte sie sich nach langer Entbehrung von Lebensluft umweht, und nun zu singen begann.

Ihr erstes Lied war „Der Wanderer" von Schubert, und meine erste Empfindung ein tiefes Erschrecken. Sie kann nicht mehr singen! dachte ich — der Ton war matt, ohne Fülle, ohne Metall — aber schon, als sie zu den Worten kam:

„Und immer fragt der Seufzer wo?"

hatte sie gesiegt. Wie der Meermann im Märchen zwang sie Alle, die sie hörten, ihr zu folgen, wohin sie wollte: in Sehnsucht und Schmerz, in Grauen und Verzweiflung, in Liebesluft und Frühlingsfreude. Wie Lessing von Rafael sagt: „er würde auch ohne Hände der größte Maler gewesen sein", so darf von Wilhelmine Schröder-Devrient behauptet werden, daß sie auch ohne Stimme die größte Sängerin geblieben wäre. Ihre Seele sang so gewaltig, so schön, so wahr, wie es wohl nie zuvor gehört wurde und vielleicht nie wieder gehört wird.

Ganz berauscht kam ich nach Hause, und nun ließ es mir keine Ruhe. Ich schrieb ihr, — „es war der klügste Streich, den Sie je gemacht haben", pflegte sie später zu sagen —; erinnerte sie an unser Zusammensein in Frankfurt; fragte sie, ob sie mir eine Viertelstunde schenken wolle; bat um Erlaubniß, ihr meine Freundin und Lebensgefährtin, eine ihrer eifrig-

sten Verehrerinnen, zuzuführen und erhielt umgehend die Antwort:

„Wollen Sie mich heute Nachmittag um fünf Uhr mit Ihrem Besuche erfreuen, so bin ich nur für Sie zu Hause.

Wilhelmine von Bock."

Zur bestimmten Stunde waren wir bei ihr, — Scheffelgasse Nr. 1, 3 Treppen — und kaum waren die ersten Worte gewechselt, kaum saßen wir neben ihr in dem kleinen, grauen Zimmer mit den einfachen rothbraunen Damastvorhängen an Fenster und Thüren, als uns so wohl und warm ums Herz war, wie beim Wiedersehen eines vertrauten, langentbehrten Freundes. Sie mußte wohl etwas Aehnliches empfinden, denn sie hat uns seitdem festgehalten und hat uns an Allem theilnehmen lassen, was sie in Schmerz und Freude, in Hoffnung oder Erinnerung bewegte.

Aeußerlich hatte sie sich seit unserem ersten Zusammentreffen wenig verändert, nur stärker war sie geworden. Man hätte sie für viel jünger halten können, als sie war, obwohl sie alle Toilettenkünste verschmähte. In einfachen Scheiteln lag das reiche, blonde Haar über der Stirn und war am Hinterkopfe in Flechten aufgesteckt. Ihr Gesicht war von reiner, matter Bläße, die Lippen dagegen vom frischesten Roth; die blauen Augen, sobald sie angeregt war, vom lebendigsten Ausdruck und die edeln Züge von

Geist und Güte durchstrahlt. Mir erschien sie noch immer schön — nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn die äußere Jugendblüte war dahin, und es war unverkennbar, daß sie viel gelitten und gekämpft hatte, — aber die innere Frische, die ewige Jugend des Genius gab ihrem Antlitz einen unwiderstehlichen Zauber: es war eben so beglückend sie anzusehen, als ihr zuzuhören.

Dies Glück ist uns in reichem Maaße zu Theil geworden. Halbe Tage und Nächte lang haben wir neben ihr gesessen, während sie uns die Geschichte ihres Lebens — dieses an Glanz und Elend so überreichen Lebens — erzählte. Gewöhnlich saß sie dabei ruhig, mit übereinandergeschlagenen Armen in die Sophakissen zurückgelehnt, den Kopf etwas erhoben, den Blick ins Weite gerichtet, als sähe sie die Gestalten und Scenen, von denen sie sprach, an sich vorüberziehen. Aber dabei strahlten und sprühten ihre Augen, der herrliche, feingeschnittne Mund drückte jede Empfindung mit größter Wahrheit aus und die Stimme war so reich an Modulationen, von der bängsten Klage bis zum niederschmetternden Zorn, von thränenschwerer Wehmuth bis zum Aufjauchzen des Triumphes, daß sie unwiderstehlich mit sich fort riß. Und wenn sie sich mitten in der Erzählung zu uns wandte, uns mit festem, warmem Drucke die Hände reichte und wehmüthig sagte: „Ja meine

Lieben, das Alles habe ich erdulden müssen!“ sind uns die Augen naß geworden und das Herz hat uns gezittert, als hätten wir uns in die Erinnerung eigner Leiden versenkt.

Die Geschichte ihrer ersten Lebensjahre hat die Künstlerin selber aufgezeichnet. Ich lasse hier, so viel als möglich, ihre eigenen Worte folgen.

„Ich bin zu Hamburg den 6. December 1804 geboren. Hätten wir damals noch in einem Zeitalter gelebt, wo die Zeichen des Himmels als Glück oder Unglück bringend gedeutet wurden, so hätte die Stunde meiner Geburt den größten Anlaß dazu gegeben, denn es ereignete sich das seltne Phänomen, daß es bei undurchdringlichem Schneegestöber heftig donnerte und blitzte.

„Während dieses Aufruhrs der Elemente erblickte ich das Licht der Welt und erfüllte das bescheidne kleine Haus meiner Eltern mit einem dreistündigen Wehgeschrei, das meinen armen Vater endlich zu dem verzweiflungsvollen Ausruf getrieben haben soll: „Werft den Balg zum Fenster hinaus!“ worauf er von dem Hausarzte die prophetische Antwort erhielt: „Sein Sie ruhig, lieber Schröder, das giebt eine gute Sängerin.“

„Wer meine Mutter war, ist der civilisirten Welt bekannt. Sie hieß Sophie Schröder. Mein Vater, Friedrich Schröder, war zu seiner Zeit eine hervorragende und allgemein beliebte Persönlichkeit in der Theaterwelt. Seine Begabung als Künstler muß aber doch nicht eminent gewesen sein, denn sein Name ist nicht auf die Nachwelt übergegangen. Er war ein sehr schöner Mann, hoch und schlank gewachsen, mit einer herrlichen Baritonstimme begabt und für seine Epoche ein ausgezeichneter Sänger. Er war besonders als Don Juan berühmt und der erste, der diese Rolle in deutscher Sprache sang." — —

Wilhelminens Kindheit war keine glückliche. Ihrem elterlichen Hause fehlte die Harmonie, deren das Kindergemüth so sehr bedarf. Die Mutter war fast immer durch ihren Beruf in Anspruch genommen, der Vater kränkelte viel, das Wanderleben gab nothwendig dem ganzen Hauswesen etwas Ungeordnetes, Unbehagliches; Wilhelmine litt unter den daraus entstehenden Mißverhältnissen, noch ehe sie im Stande war, sie zu erkennen. „Mit meinen ersten Erinnerungen" — schreibt sie — „breiten sich auch schon dunkle Schatten über mein Leben, die noch jetzt, indem ich dieses niederschreibe, ihre düstern Reflexe in meine Seele werfen."

Schon in den Tagen, die andere Kinder spielend verträumen, lernte Wilhelmine den Ernst des Lebens

kennen. „Mit meinem vierten Jahre", erzählt sie, „begann für mich die Zeit der Arbeit, und ich mußte früh im Leben anfangen, mir mein Brod zu verdienen. Damals zog die berühmte Kobler'sche Tänzergesellschaft durch Deutschland; sie kam auch nach Hamburg und machte dort ganz besondres Glück. Meine Mutter, leicht empfänglich und von einer Idee hingerissen, war schnell entschlossen und bestimmte mich zur Tänzerin.

„Mein Tanzlehrer war ein Afrikaner. Aus seiner Heimat nach Frankreich verschlagen, in Paris unter das Corps de Ballet gerathen, kam er später nach Hamburg, wo er Unterricht gab. Dieser Mann, Lindau mit Namen, war nicht gerade von bösem Charakter, aber heftig, streng, oft sogar grausam."

„Ich denke noch mit Schrecken an die Strafen zurück, die er mir zudiktirte. Eine derselben war z. B., daß er in dem Haken am Plafond, der bestimmt war, den Kronenleuchter zu tragen, ein Seil befestigte, unten eine Schlinge machte, den einen meiner Füße hineinlegte, so daß ich das Bein horizontal von mir strecken mußte, während er den andern Fuß in das Bret einsetzte, in das man damals eingezwängt wurde, um auswärts gehen zu lernen. Dabei mußte ich beide Arme horizontal ausstrecken und in dieser Stellung so lange stehen bleiben, als er es für gut fand. Erlahmten meine kleinen Arme oder brachen meine

Knie zusammen, so bekam ich einen empfindlichen Schlag mit dem Violinbogen — er spielte die Violine zu meinem Tanz — auf die Hand oder an die Fußknöchel. Wurde ich endlich aus dieser Tortur befreit, so sank ich oft kraftlos zusammen und konnte mich stundenlang nicht erholen. Machte ich aber meine kleinen Sprünge zu seiner Zufriedenheit, so überhäufte er mich mit Liebkosungen und konnte wie ein Kind mit mir spielen."

„Ich mochte etwas über fünf Jahr alt sein, als ich weit genug war, um öffentlich tanzen zu können, und so debütirte ich denn mit einem Pas de châle und einem englischen Matrosentanz, ein Filzhütchen mit blauen Bändern auf dem Kopfe und Schuhe mit Holzsohlen an den Füßen. Von diesem ersten Auftreten ist mir nur noch erinnerlich, daß das Publikum dem kleinen gewandten Aeffchen zujauchzte, daß mein Lehrer sehr beglückt war, und daß mich mein Vater auf seinem Arme nach Hause trug. Meine Mutter hatte mir vor Beginn des Tanzes, je nachdem ich meine Sache machen würde, eine hübsche Puppe oder Prügel in Aussicht gestellt — und gewiß war es die Angst, die meine kleinen Glieder leicht und gelenkig machte, denn die Schläge meiner Mutter thaten weh."

Am folgenden Morgen wickelte Friedrich Schröder ein altes spanisches Goldstück in ein Blatt Papier, gab der Kleinen eine Feder in die Hand und führte

sie ihr mit solcher Geschicklichkeit, daß ziemlich leserlich die Worte entstanden:

„Zum Andenken an Ihre dankbare Schülerin
Wilhelmine Schröder."

worauf sie das Päckchen ihrem schwarzen Lehrer überreichen mußte.

Mehr als zwanzig Jahre später kam Wilhelmine als gefeierte Sängerin nach Hamburg, um eine Reihe von Gastvorstellungen zu geben. Nach der ersten Vorstellung meldet der Diener „einen alten, sonderbar aussehenden Herrn", der seinen Namen nicht nennen wolle, aber dringend bäte, vorgelassen zu werden. Die Künstlerin befiehlt den Fremden hereinzuführen, und gleich darauf steht ein alter, weißhaariger Mann mit schwarzem Gesicht vor ihr, der vor Bewegung keines Wortes mächtig, mit zitternder Hand in die Tasche greift und eine Münze nebst einem vergilbten Stück Papier daraus hervorlangt. Der Greis war Wilhelminens Tanzlehrer, der die erste Schreibübung seiner berühmten Schülerin als Reliquie bewahrte.

Ein andres Auftreten des Kindes fiel nicht so glücklich aus, wie der Matrosentanz. Frau Händel-Schütz zog damals durch Deutschland, um mimisch-plastische Vorstellungen zu geben. Sie kam auch nach Hamburg und Wilhelmine wurde dazu erkoren, als

Genius gekleidet neben der Künstlerin zu stehen, um die Gewänder zu halten, die sie während der Darstellung wechselte. Die Kleine erlag fast unter der Last der Stoffe; das Stillstehen wurde ihr immer peinlicher — endlich hielt sie es nicht mehr aus, warf laut weinend der berühmten Frau ihre Shawls vor die Füße, sprang davon und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen, zu ihrem Amte zurückzukehren.

„So vergingen einige Jahre," fährt Wilhelmine in ihren Aufzeichnungen fort, „in denen ich neben meinem Tanz auch zu Kinderrollen verwendet wurde. Von meinem Schulunterrichte wüßte ich nichts zu sagen. Er war jedenfalls sehr mangelhaft, wie ich denn überhaupt bis zu meinem zwölften Jahre zu keinem andern Studium ernsthaft angehalten wurde, als zum Tanz. Aber meine Phantasie war schon damals sehr angeregt. Meine Thätigkeit sowohl, wie der häufige Besuch des Theaters regte mich zu allerlei phantastischen Spielen an. Ich suchte mir allerhand bunte Lappen und sonstigen glänzenden Theaterschmuck zu verschaffen, schlich damit auf den Boden unseres Hauses, aus dessen Hinterfenstern man die Aussicht auf den Dammthor-Wall hatte, behängte mich nach Möglichkeit mit meinen bunten Herrlichkeiten und führte dann selbsterfundene Monologe oder auch ganze Stücke auf, die ich mit lauter Stimme vortrug.

Häufig wurde dadurch mein Aufenthalt verrathen, und ich wurde aufs Unsanfteste aus meiner Begeisterung geweckt, indem man mich in die Kinderstube zurückjagte."

„Besonders war es die Jungfrau von Orleans, die mich begeisterte. Da wurde von Papier ein Panzer und ein Helm fabricirt, irgend ein Stock, woran ein Tuch befestigt war, diente als Fahne, ein zweiter Stock als Schwert, und so ausgerüstet ging es in die Schlacht. Vermochte ich meinen Gefühlen keinen Ausdruck zu geben, so versank ich in träumerisches Hinbrüten, saß oft stundenlang in einer Ecke des Bodens hingekauert, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in die Hände gedrückt — und dichtete."

„Wie schon erwähnt, hatte man aus den Hinterfenstern des Hauses den freien Blick auf den Wall. Eines Morgens gingen Vater, Mutter, Geschwister und Mägde auf den Boden, um die Freiwilligen zu sehen, die sich auf dem Dammthorwalle zum Abmarsche versammelt hatten. Der deutsche Freiheitskrieg begann, und wer nur einen Tornister, einen Säbel tragen konnte, zog hin, Blut und Leben für Gott und Vaterland zu lassen."

„Unter dieser begeisterten Schaar waren Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Einer derselben, der Sohn eines Schauspielers, mit dem mein Vater häufig verkehrte, war lange Zeit unser Spielkamerad

gewesen. Ich war die Erste, die unsern jungen Freund in seiner kriegerischen Rüstung entdeckte, rief ihn bei seinem Namen und er nickte freundlich zu uns herauf. Erst wußte ich nicht, was vorging, als aber das Kommandowort zum Abmarsch gegeben wurde, der Zug sich in Bewegung setzte, und Väter, Mütter, Schwestern und Brüder laut weinend nebenher gingen, fragte ich meinen Vater: „Wohin geht der Ludwig?" — „„In die Schlacht"", gab er mir zur Antwort. Da starrte ich ihn an, wie vom Donner gerührt, schrie endlich laut auf: „Ich will mit!" und machte Miene, mein Vorhaben auszuführen. Natürlich wurde ich mit Gewalt zurückgehalten und da ich keine Möglichkeit sah, fortzukommen, warf ich mich heulend zur Erde, tobte und schrie und war durch nichts zu beruhigen. Tagelang war ich wie vernichtet, schlich immer auf den Boden und stand da, mit dem Kopfe ans Fenster gelehnt und schaute nach der Himmelsgegend, wo mein junger Spielkamerad verschwunden war. Nun spielte ich erst recht Jungfrau von Orleans und mein Papierhelm kam kaum von meinem Kopfe, mein hölzernes Schwert kaum von meiner Seite."

„Das Kriegsgetümmel, unter welchem Hamburg damals litt, sollte auch auf das Schicksal meiner Eltern einen entscheidenden Einfluß haben. Während der Besetzung der Stadt durch General Tettenborn hatte meine Mutter in dem Gelegenheitsstück „die

Russen in Deutschland" eine russische Kokarde auf der Brust getragen. Als darauf Davoust einrückte, verlangte er, daß nun mit der französischen Kokarde gespielt würde. Meine Mutter zögerte lange, diesem Befehl zu gehorchen, und als sie nicht mehr ausweichen konnte, erschien sie — zum Gelächter des ganzen Publikums — mit einer tellergroßen blau-weiß-rothen Kokarde. Sie wurde in Anklagestand versetzt und sollte als Gefangene nach Frankreich geschleppt werden. Wir mußten flüchten und ich erinnere mich, daß meine größte Sorge war, die Franzosen könnten mir meine Puppe wegnehmen, weshalb ich sie aufs Aengstlichste unter meiner Schürze verbarg."

„Inmitten der Kriegsunruhen zogen meine Eltern nun mit vier kleinen Kindern einer ungewissen Zukunft entgegen. Sie zogen erst durch Norddeutschland, gingen später an den Rhein, kamen nach Frankfurt und machten die Schreckniſſe der Schlacht von Hanau mit. Dann wendeten sie sich nach Prag und hier wurde ihnen endlich — unter Liebich — ein längeres Engagement zu Theil. Auf allen diesen Streifereien mußte ich und meine jüngere Schwester Betty, die in den letzten Jahren auch tanzen gelernt hatte, durch unsre kleinen Sprünge das tägliche Brod verdienen helfen. Damit mag es übrigens zu dieser Zeit knapp genug bestellt gewesen sein, denn meine Eltern hatten auch in Hamburg nur geringe Gage bezogen. Damals

bekamen die ausgezeichnetsten Künstler nicht so viel, wie jetzt die größte Mittelmäßigkeit."

„So kamen wir unter mancherlei Beschwerden und immer von Kriegsgetümmel begleitet nach Prag, wo meine Eltern mehrere Jahre blieben und von wo aus sich hauptsächlich der Künstlerruhm meiner Mutter verbreitete. Wir Kinder wurden dem Kinderballet beigegeben, das damals unter einer Madame Horschelt in Prag florirte und später von ihrem Sohn nach Wien verpflanzt wurde. Die Rückerinnerung an diese Zeit krampft mir noch heute das Herz zusammen. Wir waren der rohsten Behandlung ausgesetzt, von den schlechtesten Beispielen umgeben und lernten nichts als tanzen und dumme Streiche."

„Aus dieser Zeit taucht die Erinnerung an zwei bedeutende Persönlichkeiten in mir auf: an Carl Maria von Weber, der damals in Prag Kapellmeister und mit seiner spätern Gattin, Karoline Brand — einer ausgezeichneten Darstellerin im Soubrettenfache — verlobt war, und an Rahel Robert, später Varnhagens Frau, die viel mit meiner Mutter verkehrte. Zu meinen liebsten Erinnerungen aus der Kindheit gehört aber die ruhige Zeit, die wir Kinder mit meinem Vater allein verlebten, während meine Mutter nach zweijährigem Aufenthalte in Prag einem Rufe zum Gastspiele nach Wien gefolgt war, welches später ein Engagement am Burg-

theater nach sich zog. Ich kann nie ohne Rührung daran denken, mit welcher Umsicht, Sorgfalt und Güte sich der Vater unsrer körperlichen und geistigen Pflege annahm. Wie oft bin ich mitten in der Nacht davon erwacht, daß er vor unsre Betten kam, um sich von unserm gesunden Schlafe zu überzeugen, und mit welcher milden Festigkeit suchte er unsre Wildheit zu zügeln, uns an Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen! O, wäre mir dieser Vater nicht zu einer Zeit durch den Tod entrissen, wo ich seiner so sehr bedurfte, wie ganz anders wäre es wohl mit mir geworden! Aber eine liebende Hand sollte mir nicht den Lebenspfad ebnen, sondern wie ein wilder Strom sollte ich über Klippen und Abgründe dahinjagen — ob Herz und Seele mir oft auch brechen wollten, wie die hochaufschäumenden Wellen."

„Bald folgten wir der Mutter nach Wien, wo auch mein Vater eine kleine untergeordnete Stellung am Burgtheater erhielt, und ich mit meinen beiden Schwestern dem Balletmeister Horschelt übergeben wurde."

„Das Wiener Kinderballet war damals weltberühmt und in Wahrheit auch das Reizendste, Feenhafteste, was man sehen konnte. Horschelt war ein Genie in seinem Fache, ein Mensch voller Phantasie, der mit seiner Kinderwelt wahrhaft Zauberisches leistete. So lange ich mit meinen Schwestern bei

diesem Ballet war, blieben die Produktionen noch in gewissen Grenzen, und überschritten auch die Kräfte der kleinen Künstler nicht — wenigstens was die Aufgaben selbst betraf —, denn sonst war das Balletleben wohl dazu gemacht, die Kräfte der armen Kinder aufzureiben. Ich erinnre mich, daß wir wochenlang, während ein neues Ballet einstudirt wurde, um acht Uhr Morgens zur Probe mußten und um drei Uhr Nachmittags erst wieder nach Hause kamen. Aber auch jetzt nur zu einer kurzen Ruhe, denn um sieben Uhr Abends begann die Probe aufs Neue und dauerte oft so lange, daß wir erst gegen ein Uhr Nachts erschöpft und ermattet, oft auch mit Spuren von Mißhandlungen in unsre Betten krochen, denn Horschelt schlug unbarmherzig zu, um „die Bande" der kleinen Tänzer in Ordnung zu halten."

„Ich war eins der anstelligsten unter diesen Kindern und avancirte sehr bald zum ersten Liebhaber, den ich mit viel Grazie und Gewandtheit zu geben pflegte. Den ersten rauschenden Applaus des überfüllten Theaters an der Wien erhielt ich in dem Ballet „das Waldmädchen", dasselbe Süjet, das Weber unter dem Namen „Sylvana" componirt hat. Ich hatte darin eine große Erzählung pantomimisch vorzutragen. Die Handlung spielte in Rußland, ich war als Kosake gekleidet und mußte der Fürstin, die von meiner Schwester Betty gegeben wurde,

die Meldung machen: Der Fürst Gemahl habe ein wildes Mädchen im Walde gefunden; dasselbe wäre nur durch List, mittelst eines Schlaftrunkes zu überwältigen gewesen und solle nun, noch immer schlafend, ins Schloß gebracht werden. Den Fürsten gab der später berühmt gewordene Berliner Tänzer Stullmüller und das Waldmädchen ein reizendes Kind von sieben bis acht Jahren, Angioletta Meyer, die als erwachsenes Mädchen nach München gekommen ist."

„Es folgten nach und nach eine Reihe von Ballets, die reizend erfunden waren und vollendet dargestellt wurden, aber immer in den Schranken des Kinderballets blieben. Eins der beliebtesten hieß „die Wäschermädchen" und erregte große Heiterkeit durch den Contrast, daß alle diese schneeweiß gekleideten Mädchen Schornsteinfeger zu Liebhabern hatten. Ich war der Anführer dieser schwarzen Schaar und der Liebhaber des ersten Wäschermädchens. Ihr Vater, ein alter strenger Mann, widerstrebte unsrer Liebe, aber endlich wird er dadurch erweicht, daß ich mich in den brennenden Schornstein seines Hauses stürze, das Feuer lösche und dadurch sein Hab und Gut rette. Auf den Proben war ich ängstlich in den brennenden Schlot zu springen und mehrmals mißlang der Versuch. Aber endlich verlor der Balletmeister die Geduld, faßte mich beim Kragen und warf mich kopfüber in den Schornstein hinunter. Glücklicherweise fing

mich der Theaterdiener auf, der die Flammen herauf-blies, so daß ich ohne ernste Beschädigung davonkam. Nur mein Haar, das ich damals noch nach Knabenart trug, war verbrannt, so daß es kurz abgeschnitten werden mußte. Natürlich machte ich nun auf den nächsten Proben keine Umstände mehr, sondern sprang muthig in den brennenden Schlund."

„Ich wurde sehr bald der Liebling unseres Zucht-meisters, der mich unter den ihn umgebenden Kindern als das gewandteste und intelligenteste erkannte. Be-sonders leistete ich für ein Kind von zehn bis elf Jahren Bemerkenswerthes in der Mimik. Aber so gewandt, geschmeidig und geschickt ich war, ebenso wild und unbändig war ich auch. Meine tollen Streiche haben mir zu jener Zeit viel Prügel eingetragen, und ich war so ganz jungenhaft in meinen Neigungen und Manieren, daß man es aufgeben mußte, mich in Mädchenkleider zu stecken. War mir doch kein Baum zu hoch, kein Graben zu breit — und so hingen gar oft die leichten Stoffe und langen Gewänder nach kurzer Zeit zum größten Theile in unkenntlichen Fetzen an Hecken und Bäumen."

„Aus dieser Zeit ist mir besonders eine Scene in lebendiger Erinnerung geblieben. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Gärtner und pflegte den schönen Garten, der damals mit unsrer Wohnung verbunden war, mit großer Sorgfalt. Er war immer trostlos,

wenn ihm die Beete zertreten oder Blumen und Früchte abgepflückt wurden, was freilich — und zwar hauptsächlich von mir — oft genug geschah. Im Garten stand ein prächtiger Birnbaum mit halbreifen Früchten beladen, und diese lockten mich so unwiderstehlich, daß ich mir eines Tages in der Dämmerstunde alle Scrupel aus dem Sinne schlug und in die höchsten Zweige hinaufkletterte, weil ich da oben die goldigsten Birnen schimmern sah, die ich mir denn auch vortrefflich schmecken ließ. Mein Vater, der gegen Abend immer noch einen Gang durch den Garten machte, entdeckte mich da oben, in meiner luftigen grünen Höhe, wo ich mich voll Uebermuth hin und her schaukelte, wie eine Pirole, die gegen Abend die höchsten Wipfel sucht, um ihr Abendlied zu pfeifen. Ich glaube, ich habe da oben auch getrillert, sonst hätte mich mein Vater wohl kaum entdecken können; aber er hatte mich gesehen, und nun sollte ich herunterſteigen, um meine gerechte Strafe zu empfangen. Mir kam es jedoch ganz unglaublich vor, daß mein Vergnügen mit Schlägen endigen sollte; ich erklärte rund heraus, daß ich meinen erhabnen Sitz, wo ich mich so sicher fühlte und wo ich dem warmen, schönen Auguſtabend so selig in die glänzenden Augen gesehen hatte, nicht verlassen würde, wenn man mir nicht das Versprechen vollständiger Verzeihung gäbe."

„Auf diese Kapitulation wollte mein Vater nicht eingehen, ich wollte nicht davon ablassen. Meine Mutter war inzwischen als Succurs erschienen, Geschwister und Domestiken waren auch gekommen, um den Ausgang mit anzusehen, ich blieb unerschütterlich. Endlich zogen sich alle zurück, in der Hoffnung wahrscheinlich, daß ich beim Einbruch der Dunkelheit freiwillig herunterſteigen und mich der Strafe unterwerfen würde — aber sie irrten sich! Es wurde Nacht, ein leichter Wind bewegte die Blätter meines Baumes; der Mond ging auf und ergoß eine magische Helle über den ganzen Garten. Schon damals traten scharfe Contraste in meinem Wesen hervor. So wild und unbändig ich gewöhnlich war, so bewegte eine stille, klare Mondnacht meine junge Seele doch schon damals bis in ihre tiefſten Tiefen. Bange und frohe Ahnungen stiegen in mir empor, ich wiegte mich in märchenhaften Träumen da oben in meinem Wipfel und hatte die Welt unter mir vergessen. Aber plötzlich mahnte mich die nahe Thurmuhr, die eben Mitternacht schlug, an die Geisterſtunde und nun überfiel mich eine kindische Angſt. Ich erwartete jeden Augenblick Elfen und Feen zwischen den Zweigen hervorrauschen zu sehen, um ihre Mondscheintänze zu beginnen. Glücklicherweise machte die Stimme meines Vaters dem Geisterſpuk ein Ende. Er kam von ernſtlicher Sorge getrieben, redete mir freundlich zu,

herabzukommen und versprach auch, mir jede Strafe zu erlassen. Wenige Augenblicke später war ich, behende wie ein Kätzchen, auf ebnem Boden angelangt und entschlüpfte durch schnelle Flucht den Händen meines Vaters, der doch wohl Lust haben mochte, mich — wie er zu sagen pflegte — an meinem blonden Schädel zu zausen." —

Die Kränklichkeit Friedrich Schröders nahm um diese Zeit in bedenklicher Weise zu. Im Sommer 1818 ging er nach Karlsbad — und kam nicht zurück. Am 18. Juli starb er, fern von den Seinen. Der Künstler und der Protestant wurde in irgend einem abgelegenen Winkel des Karlsbader Friedhofes zur Ruhe gelegt und seiner Tochter ist es später trotz der ängstlichsten Forschungen nicht gelungen, sein Grab wieder aufzufinden.

Schon zu Lebzeiten des Vaters war Wilhelmine mit ihren Schwestern vom Ballet zurückgetreten. Sie begann nun, ihren mangelhaften Schulunterricht zu ergänzen und bereitete sich unter Anweisung ihrer genialen Mutter zu größeren dramatischen Aufgaben vor. Ihres wissenschaftlichen Unterrichts nahm sich ihr Stiefbruder, Wilhelm Smets, der einzige Sohn aus Sophie Schröders erster Ehe, mit

großem Eifer an.*) Er war als Hauslehrer nach Wien gekommen, sah hier nach sechsjähriger Trennung die Mutter wieder und schloß sich mit Vorliebe der ältesten Schwester an, deren seltene Begabung er sogleich erkannte.

1819 debütirte die fünfzehnjährige Wilhelmine im Schauspiel. Mit immer steigendem Beifall gab sie Aricia in der „Phädra", Melitta in der „Sappho", Luise in „Kabale und Liebe", Beatrice in der „Braut von Messina", Ophelia im „Hamlet." Zugleich trat aber auch ihre musikalische Begabung immer deutlicher hervor; ihre Stimme entwickelte sich stark und schön; sie nahm Unterricht bei Madame Grünbaum und Joseph Mozatti, und es verging nicht mehr als ein Jahr, bis sie dem unwiderstehlichen Drange folgen konnte, der sie trieb, das Drama mit der Oper zu vertauschen.

Sie trat zunächst als Pamina in der „Zauberflöte" auf — es war am 20. Januar 1821. Die „Allgemeine musikalische Zeitung" sagt darüber in dem verschnörkelten Stile jener Zeit:

Demoiselle Schröder realisirte ein vollständiges

---

*) Sophie Schröder, Tochter des Schauspielers Bürger, verheirathete sich 1795 mit dem Schauspiel-Direktor Stollmers zu Reval. Als diese Ehe ein Jahr später getrennt wurde, nahm Stollmers seinen eigentlichen Familiennamen Smets wieder an und kehrte zur juristischen Laufbahn zurück.

Bild der zarteſten Weiblichkeit. So lange dieſer vom Dichter ſo ſchwankend gezeichnete Charakter mit ebenſoviel Unbeſtimmtheit auf unſrer Bühne gegeben wurde, gelang es vielleicht noch nie einer Mime, der proſaiſchen Poeſie eine rein idealiſch-poetiſche Seite abzugewinnen, wie dieſer hoffnungsvollen Schülerin einer auf die höchſten Stufen der Meiſterſchaft gelangten Mutter, die den nicht alltäglichen Beweis liefert, wie unglaublich ein ſo ganz gemeiner Dialog durch Sinn, Natur und Gefühl veredelt werden könne."

Und dieſe Sängerin, deren erſter Verſuch für alle Darſtellerinnen der Pamina als Muſter hingeſtellt wird, war ein Kind von ſechszehn Jahren!

Mit ernſtem Fleiß, beharrlich und beſcheiden verfolgte Wilhelmine den Weg, den ſie ſo glücklich betreten hatte. Schon im März gab ſie die Emmeline in der „Schweizerfamilie", einen Monat ſpäter die Maria in Gretrys „Blaubart" und als Webers „Freiſchütz" zum erſten Male in Wien gegeben werden ſollte, wurde die Agathe unſrer jugendlichen Künſtlerin anvertraut.

Am 7. März 1822 wurde der Freiſchütz, der ganz Wien in einen Freudenrauſch verſetzt hatte, zu Wilhelminens Benefiz zum zweiten Male gegeben. Das Haus war zum Erdrücken voll, der Enthuſiasmus ſelbſt für das enthuſiaſtiſche Wien ein beiſpielloſer. Weber dirigirte ſeine Oper ſelbſt, aber der Jubel ſeiner Verehrer hätte die öffentliche Aufführung

fast unmöglich gemacht. Viermal wurde der Meister auf die Bühne gerufen, mit Blumen und Gedichten überschüttet und zum Schluß fiel ein Lorbeerkranz zu seinen Füßen.

Wilhelmine-Agathe theilte den Triumph des Abends. Das war die blonde, reine, sanfte Jungfrau, die Componist und Dichter geträumt hatten, das einfache, schüchterne Kind, das vor Träumen zittert, sich in Ahnungen verliert, aber in Liebe und Glauben Kraft findet, alle Mächte der Hölle zu überwinden.

Als Beweis, wie ganz Kind sie damals noch gewesen, erzählte Wilhelmine oft, daß sie am andern Morgen, als Weber gekommen war, um sie zu beglückwünschen, der Länge nach auf dem Fußboden der Kinderstube gelegen hatte, eifrig beschäftigt, mit ihren jüngern Geschwistern Soldaten aufzustellen. „Ich wurde abgestäubt, die Haare wurden mir glatt gestrichen, Schürze und Halstuch zurecht gezupft", pflegte sie zu erzählen, „dann führte man mich zu Weber, der mich mit Lobsprüchen überhäufte und mir versprach, eine neue Oper für mich zu schreiben. Ich weinte vor freudiger Rührung, war aber herzlich froh, als er ging, so daß ich zu meinem Spielzeug zurückkehren konnte."

Auch in Dresden, wohin Wilhelmine im Sommer 1822 mit ihrer berühmten Mutter ging, erregte ihre Schönheit, wie ihr Talent allgemeine Bewunderung;

aber das, was sie zu einer der größten dramatischen Sängerinnen aller Zeiten machen sollte, der unwiderstehliche Zauber, die Gewalt ihres Genius offenbarte sich zum ersten Male, als sie, nach Wien zurückgekehrt, den Fidelio sang.

Die Oper war seit einiger Zeit zurückgelegt, weil es an einer Darstellerin für die Hauptrolle fehlte. Im November 1822 sollte sie zur Namenstagsfeier der Kaiserin zum ersten Male wieder gegeben werden und der siebenzehnjährigen Wilhelmine wurde die schwere Rolle des Fidelio übertragen.

Als es Beethoven erfuhr, soll er sich sehr unzufrieden darüber ausgesprochen haben, daß diese erhabne Gestalt „einem solchen Kinde" anvertraut wäre. Aber es war einmal bestimmt; Sophie Schröder studirte ihrer Tochter die Partie so gut als möglich ein und die Proben nahmen ihren Fortgang.

Beethoven hatte sich's ausbedungen, die Oper selbst zu dirigiren und in der Generalprobe führte er den Taktstock. Wilhelmine hatte ihn nie zuvor gesehen — ihr wurde bange ums Herz, als sie den Meister, dessen Ohr schon damals allen irdischen Tönen verschlossen war, heftig gestikulirend, mit wirrem Haar, verstörten Mienen und unheimlich leuchtenden Augen dastehen sah. Sollte piano gespielt werden, so kroch er fast unter das Notenpult, beim forte sprang er auf und stieß die seltsamsten Töne aus.

Orchester und Sänger geriethen in Verwirrung und nach Schluß der Probe mußte der Kapellmeister Umlauf dem Componisten die peinliche Mittheilung machen, daß es unmöglich wäre, ihm die Leitung seiner Oper zu überlassen.

So saß er denn am Abend der Aufführung im Orchester hinter dem Kapellmeister und hatte sich so tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervorleuchteten. Wilhelmine fürchtete sich vor diesen Augen; es war ihr unaussprechlich bang zu Muthe. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, als sie sich von wunderbarer Kraft durchströmt fühlte. Beethoven, das ganze Publikum verschwand vor ihren Blicken — alles Zusammengetragene, Einstudirte, fiel von ihr ab. Sie selbst war Leonore, sie durchlebte, durchlitt Scene auf Scene.

Bis zum Auftritt im Kerker blieb sie von dieser Illusion erfüllt — aber hier erlahmte ihre Kraft. Sie wußte jetzt, daß ihre Mittel für das, was sie im nächsten Momente darstellen sollte, nicht ausreichten. Die steigende Angst drückte sich in ihrer Haltung, ihren Mienen, ihren Bewegungen aus — aber das Alles war der Situation so ganz angemessen, daß es auf das Publikum die erschütterndste Wirkung übte. Ueber der Versammlung lag jene athemlose Stille, die ebenso mächtig auf den darstellenden Künstler wirkt, wie laute Beifallszeichen.

Leonore rafft sich auf, sie wirft sich zwischen den Gatten und den Dolch des Mörders. Der gefürchtete Augenblick ist da — die Instrumente schweigen, aber der Muth der Verzweiflung ist über sie gekommen, hell und rein, mehr schreiend als singend, stößt sie das herzzerreißende:

„Tödt' erst sein Weib!"

hervor. Noch einmal will Pizarro sie zurückschleudern, da reißt sie das Terzerol aus dem Busen und hält es dem Mörder entgegen. Er weicht zurück — sie bleibt unbeweglich in ihrer drohenden Stellung. Aber jetzt erschallen die Trompeten, welche die Ankunft des Retters verkündigen, und nun weicht auch die Spannung, die sie so lange aufrecht gehalten. Kaum vermochte sie noch mit vorgestrecktem Terzerol den Verbrecher dem Ausgange zuzutreiben, dann entsank ihr die Waffe — sie war todesmatt von der ungeheuern Anstrengung, ihre Knie wankten, sie lehnte sich zurück, ihre Hände griffen krampfhaft nach dem Haupte und unwillkürlich entrang sich ihrer Brust jener berühmte, unmusikalische Schrei, den spätere Darstellerinnen des Fidelio aufs Unglücklichste nachgeahmt haben. Bei Wilhelmine war es wirklich ein Angstschrei, der erschütternd in die Herzen der Hörer drang. Erst als Leonore auf Florestans Klagen:

„Mein Weib, was hast du um mich geduldet!"

mit dem halb weinend, halb jubelnd hervorgestoßenen „Nichts, nichts, nichts!“ in die Arme des Gatten fiel, wich der Zauberbann, der jedes Herz gefangen hielt. Ein Beifallssturm, der nicht enden wollte, brach los — die Künstlerin hatte ihren Fidelio gefunden und so viel und ernstlich sie später noch daran gearbeitet hat, in den Grundzügen ist er derselbe geblieben.

Auch Beethoven hatte seine Leonore in ihr erkannt. Den Ton ihrer Stimme zu hören, war ihm freilich versagt, aber die Seele ihres Gesanges offenbarte sich ihm in jeder Miene des von Geist durchleuchteten Gesichts, in dem glühenden Leben der ganzen Erscheinung. Nach der Vorstellung ging er zu ihr, seine sonst so finstern Augen lächelten ihr zu, er klopfte sie auf die Wangen, dankte ihr für den Fidelio und versprach, eine neue Oper für sie zu componiren: ein Versprechen, das leider nicht erfüllt werden sollte. Wilhelmine kam nie wieder mit dem Meister zusammen; aber unter allen Huldigungen, die der berühmten Frau später zu Theil wurden, blieben die Worte der Anerkennung, die ihr Beethoven gesagt hatte, die liebste Erinnerung.

Im folgenden Jahre war es der jungen Künstlerin vergönnt, das Musikalische der schwierigen Fidelio-partie unter C. M. von Webers Leitung zu studiren. Am 2. April 1823 schrieb der Meister an

Böttiger: „Ich kann den Fidelio nicht geben, ehe ich nicht die kleine Schröder hier habe.“ Sie kam denn auch bald darauf nach Dresden und nach acht Proben debütirte sie als Fidelio. Nach der Vorstellung, am 29. April, schrieb Weber in sein Tagebuch: „Minna war ganz vortrefflich, wurde mit Recht herausgerufen.“

Mehr und mehr nahm nun auch die Gesellschaft die junge schöne Künstlerin in Anspruch und sie gab sich mit voller Jugendlust den Freuden und Huldigungen derselben hin. Sie war die unermüdlichste Tänzerin, sang, so oft sie dazu aufgefordert wurde, freute sich wie ein Kind, wenn sie selbst und ihre Lieder gefielen, und war durch Heiterkeit und Anmuth die Zierde jeden Kreises, in dem sie sich bewegte.

Aber sie hatte auch schwere Stunden und was sie quälte, war nicht nur die unbestimmte Sehnsucht, die der Jugend fast immer den Genuß des Augenblicks verkümmert. Eine Schauspielerin kann nicht behütet werden wie andre Mädchen. Als halbes Kind schon hatte Wilhelmine Leidenschaften und Laster in ihrer häßlichsten Gestalt sehen müssen. Instinktiv bebte ihre Seele vor der Berührung mit dem Schlechten zurück, und wo sich diese Berührung nicht vermeiden ließ, wurde sie ihr eine Quelle bittersten Leidens.

Auch das Intriguenwesen, das sich um jede Bühne, um jede bedeutende Erscheinung der Theaterwelt drängt und in das sie nur zu bald einen Einblick gewann, war ihrer groß angelegten Natur, ihrem durchaus offnen Charakter im tiefsten Innern zuwider. Die Begeisterung für die Kunst erhob sie zwar über diesen Wust und im Feuer des Lernens und Schaffens konnte sie ihre Umgebung ganz und gar vergessen; aber es kamen Tage der Ermattung, der Muthlosigkeit, und dann drang alles Schlechte, Häßliche, Unwahre mit erdrückender Gewalt auf sie ein. Das ganze Leben erschien ihr in solchen Momenten wie ein Gewebe von Lüge und Niederträchtigkeit. Sie verzweifelte an sich selbst, an ihrer Aufgabe, fühlte sich von unbezwinglichem Ekel am Dasein, von unerträglicher Angst vor der Zukunft erfüllt und wußte nicht, wohin sie sich retten sollte.

Oft, wenn sie aus den Proben kam, trennte sie sich von den plaudernden Kameraden, um sich verstohlen in die nächste Kirche zu schleichen, wo sie sich zitternd im Schatten eines Pfeilers auf die Knie warf, das Gesicht verhüllte und weinte und betete. Schon damals erwachte in ihr jene Sehnsucht nach Ruhe, nach einem engbegrenzten, einfachen Leben, die sie wie ein verzehrendes Heimweh bis in den Tod verfolgen sollte, während ihrem Schaffensdrange, ihrem rastlosen Vorwärtsstreben die ganze Welt noch zu eng

war. „Wenn ich katholisch gewesen wäre", sagte sie oft, „so hätte ich mich damals in ein Kloster geflüchtet."

Es war anders über sie beschlossen. Sie lernte den Schauspieler Karl Devrient kennen; er war ein schöner Mann von einschmeichelndem Benehmen, der ihr Herz schnell gefangen nahm. Die Ehe mit dem geliebten Manne, das war das Asyl, die Heimat, nach der sie sich sehnte! Im Sommer 1823 wurde das Bündniß in der Jerusalemerkirche zu Berlin geschlossen und nach einigen Reisen übersiedelte das Künstlerpaar nach Dresden, wo Beide engagirt waren.

Es ist noch nicht an der Zeit, auf alle intimern Lebensverhältnisse der Künstlerin einzugehen, obwohl nur durch sie die fernere Entwickelung und die Contraste ihres Wesens sich erklären lassen. Vielleicht mag es in spätern Tagen geschehen. Auch die Geschichte dieser Ehe werde ich jetzt nicht näher berühren. — Aber wenn es wahr ist, was Wilhelmine so oft tiefschmerzlich aussprach, daß der Künstler unglücklich sein muß, um die Weihe des Genius zu empfangen, so ist diese Verbindung eine der mächtigsten Stufen gewesen, auf welchen sie zur künstlerischen Vollendung emporschritt.

Schon im Jahre 1828 wurde Wilhelmine von Karl Devrient geschieden.

„Ich mußte mich frei machen", schreibt sie, „um nicht als Weib, wie als Künstlerin zu Grunde zu

gehen." — Um frei zu werden brachte sie jedes Opfer; sie nahm vor der Welt die ganze Schuld auf sich allein; selbst von den Kindern, die sie leidenschaftlich liebte, riß sie sich los — aber von den Erinnerungen an jene Zeit hat sie sich nie befreien können; bis zur Todesstunde haben sie einen dunkeln Schatten auf ihr Leben geworfen.

Auch so lange sie ihre Kinder noch hatte — zwei Söhne und zwei Töchter waren ihr geschenkt — durfte sie die Freude an ihnen nicht so rein genießen, wie andre Mütter. Ihr ältester Sohn war kaum ein paar Monate alt, als sie ihn fremden Händen anvertrauen mußte, um den Gatten auf einer Kunstreise zu begleiten, und das wiederholte sich auch bei den andern Kindern. „Wie oft habe ich damals mit mühsam verhaltenen Thränen gesungen", sagte sie, und nach so langen Jahren noch wurden ihr bei der Erinnerung daran die Augen naß. Das Schrecklichste aber war, daß ihr jüngstes Töchterchen, die kleine Louise, der unachtsamen Wärterin vom Arme fiel, während die Mutter in der Probe war. Sie fand das arme kleine Wesen in Convulsionen liegend, in denen es nach wenigen Stunden verschied. Dies Unglück hätte jede Mutter treffen können, aber Wilhelminen erschien es wie ein Fluch ihres Standes, und jahrelang verfolgte sie das Bild des

sterbenden, wie sie sich ausdrückte, „für ihre Kunst gemordeten" Kindes.

Trotz ihrer Berufspflichten that die Künstlerin übrigens mehr für ihre Kinder und ihr Haus, als tausend andere Frauen. Wer sie damals gekannt hat, spricht noch heute mit Bewunderung von ihrem unermüdlichen Fleiße, ihren häuslichen Talenten, ihrer zärtlichen Sorgfalt für die Kleinen.

Schon im Hause der Mutter hatte Wilhelmine, während sie sich mit leidenschaftlichem Eifer ihren dramatischen und musikalischen Studien hingab, immer noch Sinn und Zeit für die kleinen Aufgaben des täglichen Lebens gehabt. Sie hatte für die Pflege der jüngeren Geschwister, für die Ordnung im Hause gesorgt, und wer sie Abends auf der Bühne bewundert hatte, konnte ihr Morgens zwischen den Körben der Marktweiber begegnen, wie sie emsig nach dem Guten und Wohlfeilen suchte, oder trotz Sonnenglut und Regenschauern große Körbe Proviant nach Hause trug. Hier war es dann ihr größtes Vergnügen, die Vorräthe in Keller und Speisekammer aufs schönste zu ordnen. „Der Keller war mein Garten", erzählte sie oft, „jede Kohl- und Rübensorte hatte ihr eignes Beet von weißem Sande. Mein Schmerz war nur, daß sich die Mutter so wenig für diese Herrlichkeiten

interessirte." Jetzt in der eignen Häuslichkeit kam ihr diese Vorübung zu statten. Da sie, so lange die Verbindung mit Devrient währte, zu großer Sparsamkeit gezwungen war, verrichtete sie eigenhändig die gröbsten Arbeiten, um ihrem Hause jene Ordnung und Sauberkeit zu erhalten, die ihr so nothwendig war, wie Luft und Licht.

Auch später, als sie nicht mehr nöthig hatte im Haushalte selbstthätig einzugreifen, führte sie doch die strengste Aufsicht. So freigebig sie große Summen hingab — wegwarf, kann man wohl sagen —, so genau berechnete sie die kleinen Ausgaben des täglichen Lebens; und der Gedanke, um einen Groschen betrogen zu sein, erregte ihren höchsten Zorn. Die pedantische Ordnungsliebe, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, steigerte sich zu einer Art Fanatismus. Die Haarnadeln, die sie trug, besaß sie seit länger als dreißig Jahren. Sie zeigte sie mit einer gewissen Zärtlichkeit und sagte dabei: „Wäre mir jemals, während ich als Euryanthe oder Vestalin mit aufgelöstem Haar auf der Bühne stand, der Gedanke gekommen, diese Nadeln könnten in der Garderobe weggeworfen werden, so wäre ich nicht im Stande gewesen weiter zu singen." Und oft hat sie uns erzählt, daß sie selbst in den Zeiten ihres angestrengtesten künstlerischen Schaffens nicht im Stande gewesen wäre sich niederzulegen, ohne sich vorher zu überzeugen, daß Alles am bestimmten

Orte lag und stand. Die Gläser mußten im Schranke nach dem Muster geordnet sein, die Küchenhandtücher nach der Nummer über einander liegen. Noch in den Tagen der letzten, schweren Krankheit habe ich sie oft ein vom Kammermädchen gereichtes Taschentuch zurückweisen sehen, weil diese Nummer noch nicht an der Reihe war. „Wie hätte ich wohl die Ruhe und Sammlung finden können, die dem Künstler unentbehrlich ist", pflegte sie zu sagen, „wenn ich um mich her Unordnung geduldet hätte?"

Es war dies im Grunde eine nothwendige Folge ihres empfindlichen Schönheitssinnes. Etwas Häßliches, Unharmonisches in ihrer Umgebung verursachte ihr ein Unbehagen, das sich bis zum physischen Schmerze steigern konnte. Prunkliebend war sie gar nicht. Das Einfachste genügte ihr, wenn es sich harmonisch zum Ganzen fügte und zur Herstellung einer solchen Harmonie besaß sie ein seltenes Talent. Sie brauchte nur ein Möbel anders zu rücken, einen Vorhang in ihrer Weise zu drapiren, ein paar Blumen zusammen zu stellen: und das kahlste chambre-garni wurde behaglich und war vom Hauche der Individualität durchweht.

Nach der Ehescheidung, als sie ihr Leben nach eignem Geschmack gestalten konnte, war die Einrichtung ihrer Zimmer berühmt, aber sie glänzten nicht durch blendende Farben, kostbare Stoffe, Vergoldungen oder

jene Anhäufung moderner Spielereien, die eine Wohnung zur Raritätenbude machen, in der wir kaum zu athmen wagen. Da war Raum für Luft, Licht und freie Bewegung; ein künstlerisches Auge hatte die Farben zum wohlthuendsten Einklang vereinigt, jeden Hausrath in schöner Form gewählt und jedem Dinge den rechten Platz gegeben, so daß es ebenso zweckmäßig als schön erschien. Selbst die Bilder und Statuen, die Blumengruppen und Epheulauben erschienen nicht wie ein zufälliger Schmuck, sondern wie nothwendige Bestandtheile des Rahmens, der das häusliche Leben der Künstlerin umschloß.

Auch ihr Anzug war immer in diesem künstlerischen Geschmack gewählt, immer in Schnitt und Farbe ihrer Persönlichkeit angemessen, immer — selbst wenn er prächtig sein mußte — so einfach, daß er nur als Fassung für ihre Schönheit, nie als prunkendes Zurschautragen von Schmuck oder Putz erschien. Eine unschöne Mode, selbst wenn sie allgemein verbreitet war, nahm sie nicht an. So war es ihr Stolz, daß sie nie eine Crinoline getragen hatte. Mit komischem Entsetzen schilderte sie die Gefahren großer Gesellschaften, „in denen man sich mit den Reifröcken die Augen ausstieht". Auch zu einem Kopfputze von Band oder Spitzen konnte sie sich nicht verstehen. Sie wußte, daß ihr Kopf nur für den Kranz oder das Diadem gemacht war.

Ihre Straßentoilette war von gesuchter Einfachheit. Im Hause trug sie in letzter Zeit vorzugsweise dunkle Farben, schwere Stoffe ohne allen Ausputz und wenig einfachen Schmuck. Selbst in der Krankheit war ihr Anzug schön. In einem weiten, weißgrundigen Peignoir lag sie auf ihrem Ruhebette, und nie habe ich dies Gewand zerdrückt oder gar befleckt gesehen. Es war als ob das Unschöne, Unreine äußerlich so wenig wie innerlich an ihr haften könnte.

Auch ihre Handarbeiten waren, wie Alles was ihr angehörte, geschmackvoll und von höchster Sauberkeit. Sie machte die feinsten russischen und türkischen Stickereien, und nie habe ich schönere Strickereien gesehen, als die von ihrer Hand — derselben Hand, die so oft Romeos Degen gezückt und Armidens Fackel geschwungen hatte. Mit der peinlichsten Ordnung ging sie dabei zu Werke; ich werde nie vergessen, wie eifrig sie wurde, als wir, meine Freundin und ich, sie eines Abends zum Ausgehen abholen wollten und nicht gleich einsahen, daß sie ihre Tour fertig stricken müsse, ehe sie den Strumpf zusammenlegen konnte.

Daß die Handarbeit nicht nur ein Zeitvertreib war, den sie in den letzten Jahren zur Ausfüllung müßiger Stunden hervorgesucht hatte, geht aus einem Briefe des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz vom Jahre 1845 hervor, worin es heißt:

„Also alle Talente sind Ihnen eigen, liebe

Schröder-Devrient! Ist denn das recht und muß denn die Muse auch das noch besitzen, was sonst nur zum Schmuck der gewöhnlichen Erdenkinder gehört? Aber so sind die Götter! Wen sie einmal zu ihrem Liebling erkoren, über den gießen sie die ganze Fülle ihrer himmlischen Gaben aus, als wenn sie deren nicht genug zu geben hätten, und so umgekehrt: wer einmal das Unglück hat ihr Stiefkind zu sein, der steht umsonst am Eingange des Olymps, es fällt kein göttlicher Strahl auf ihn herab. Dies sind die Gedanken und Gefühle, die mich durchströmten, als nach Lesung eines unendlich liebenswürdigen Briefes der Anblick eines ebenso unendlich schönen Geschenkes mich beglückte. Es vereint in der That Alles, was der feinste Geschmack und die geschickteste Hand nur liefern können und ich wiederhole es, nie würde ich geglaubt haben, daß die Muse, die ich so hoch verehre und liebe, auch in Führung der Nadel zu excelliren vermöchte."

Wilhelminens fürstlicher Freund hatte Recht: sie besaß jedes Talent. — Obwohl sie niemals Unterricht im Zeichnen gehabt hatte, warf sie während einer Rheinreise die reizendsten landschaftlichen Skizzen aufs Papier, indeß das Dampfschiff sie stromaufwärts trug. Nach zweistündigem Unterricht im Modelliren war sie im Stande, den Fuß einer Venus nachzubilden. Die Lieder, die sie componirt hat, athmen die ganze Wärme ihrer Empfindung, und fremde Sprachen machte sie sich im Fluge im Klang und Geist zu eigen.

Wenn ihre Freunde diese Gaben bewunderten, gab sie immer traurig zur Antwort: „Es ist ja nichts in mir ausgebildet; ich habe niemals Zeit zum Lernen gehabt und so habe ich es in allen diesen Dingen zu nichts gebracht.“ Um die ganze Bescheidenheit dieses Ausspruchs zu verstehen, mit dem es ihr völliger, schmerzlicher Ernst war, muß man sie persönlich gekannt, muß man ihr nahe gestanden haben. Ihre Bildung war eine ganz außergewöhnliche, ihr reicher Geist umfaßte das Große, wie das Kleine, nichts lag ihr zu fern oder zu unbequem, und was sie einmal interessirte, das riß sie mit einer Art von Ungestüm an sich. Sie wurde dazu, wie zu ihrem künstlerischen Streben, durch ein unabweisliches Bedürfniß getrieben und ihrem schöpferischen Genius kam der beharrlichste Fleiß zu Hülfe.

II.

Mit der Trennung ihrer Ehe trat Wilhelmine Schröder-Devrient in die Sturm- und Drangperiode ihres Lebens. Während sich ihr ganzes Wesen in Kampf und Schmerz rasch entwickelte, wurde sie auch immer selbstbewußter in ihrem künstlerischen Schaffen; mehr und mehr offenbarte sich in ihr jene Glut und Kraft, durch welche sie auf der Bühne, wie im Leben so unwiderstehlich hinriß.

Verschiedene Kunstreisen hatten sie schon in den zwanziger Jahren von Königsberg bis an den Rhein geführt. In Berlin hatte sie verschiedene Male gastirt; in München, in Frankfurt a/M., in vielen kleinern Städten, die auf ihrem Wege lagen, hatte sie gesungen und überall den höchsten Enthusiasmus erregt.

Im Frühjahr 1830 erhielt die Künstlerin einen Ruf nach Paris, d. h. sie wurde auf zwei Monate von

der Direktion der italienischen Oper engagirt, die eine deutsche Truppe aus Aachen kommen ließ und für die ersten Tenorpartien den berühmten Anton Haitzinger gewann. Mit stolzer Freude unterschrieb Wilhelmine den Contrakt, dessen Bedingungen ebenso glänzend als ehrenvoll waren — aber je näher die Abreise heranrückte, um so schwerer fühlte sie sich von der Größe der übernommenen Verpflichtung bedrückt. „Ich hatte nicht allein meinen Ruf, ich hatte die deutsche Musik zu vertreten", schrieb sie. „Wenn die Künstlerin nicht gefiel, so mußten Mozart, Beethoven, Weber darunter leiden. Bei diesem Gedanken überfiel mich eine solche Angst, daß ich mehr als einmal im Begriff war, Alles daran zu setzen, um den Contrakt rückgängig zu machen."

Es kamen aber auch Stunden, in denen sie sich der Größe ihrer Aufgabe freute und das Gefühl der eignen Kraft mächtig genug war, alle Besorgnisse zu überwinden. „Nicht wahr, ich bin eine Künstlerin, ich darf mich in den Kampf wagen?" sagte sie dann zu den Freunden, die ihr in den Stunden der Muthlosigkeit vergebens zuzureden suchten; und nach und nach befestigte sich in ihr die Ueberzeugung, daß gerade sie zur Prophetin deutscher Kunst berufen wäre. So trat sie in gehobner Stimmung die Reise an.

Unterwegs verweilte sie in Weimar, wo sie das Publikum, dem sie bereits bekannt und lieb war, durch einige Gastrollen entzückte. Der achtzigjährige

Goethe, der seit seiner Entlassung als Intendant — 1817 — das Theater nicht mehr betrat, wünschte die Künstlerin zu hören, deren Lob ihm von allen Seiten verkündigt wurde. Er lud sie ein, ihn zu besuchen, und sie sang ihm einige Lieder vor, denen der alte Herr mit steigendem Interesse lauschte. Ueber Stimme und Vortrag der Sängerin sprach er sich anerkennend aus: der höchste Triumph vielleicht, den Wilhelmine je errungen hat, denn Goethe hatte sich längst gewöhnt, das Gute und Schöne nur in der Vergangenheit zu finden.

Zur Erinnerung an dies einzige Zusammensein mit dem großen Manne bewahrte Wilhelmine in ihrem Album ein Blatt von seiner Hand. Ein aufsteigender Adler, der eine goldne Lyra in den Fängen trägt, ist darauf gemalt und darunter steht in herrlichen, festen Schriftzügen:

Guter Adler, nicht in's Weite,
Mit der Leyer nicht nach oben!
Unsre Sängerin begleite,
Daß wir Euch zusammen loben.

Weimar, 24. April 1830. Goethe.

Sobald Wilhelmine in Paris angekommen war, begannen die Proben und schon am 6. Mai debütirte sie als Agathe. Das Haus war zum Erdrücken voll und die Menge sah der Oper und der Künstlerin mit gespannter Erwartung entgegen. Wilhelmine trat

mit großer Befangenheit auf; aber gleich nach dem Duett mit Aennchen wurde sie durch lauten Beifall ermuthigt. Als die große Scene am Fenster begann, hatte sie sich vollständig in der Gewalt, und das Entzücken des Publikums über ihre Leistung sprach sich so stürmisch aus, daß die Künstlerin vier Mal aufhören mußte zu singen, weil sie das Orchester nicht mehr hörte. Am Schlusse des Aktes wurde sie im vollen Sinne des Wortes mit Blumen überschüttet und denselben Abend brachten ihr ihre Bewundrer eine Serenade: Paris hatte die deutsche Sängerin anerkannt.

Es schien kaum möglich, daß sich nach diesem glänzenden Debüt der Enthusiasmus des Pariser Publikums steigern könnte, und doch war es so. Fidelio besonders erregte einen Sturm des Entzückens. Die verschiedenen Ouvertüren, die Beethoven zu seiner Leonore geschrieben hat, wurden längst in den Concerten des Conservatoire mit unnachahmlicher Meisterschaft vorgetragen, aber die Oper lernte Paris erst durch Wilhelmine Schröder-Devrient in voller Schönheit kennen. „Seht diese Frau, die der Himmel eigens dazu gemacht zu haben scheint, Beethovens Fidelio zu sein!“ ruft einer der französischen Berichterstatter aus. „Sie singt nicht, wie andre Künstler singen, sie spricht nicht, wie wir es gewöhnt sind; ihr Spiel ist den Regeln der Kunst durchaus nicht ange-

messen — es ist, als wüßte sie gar nicht, daß sie auf einer Bühne steht. Sie singt mit der Seele noch mehr als mit der Stimme, ihre Töne kommen aus dem Herzen mehr als aus der Kehle ... sie vergißt das Publikum, sie vergißt sich selbst, um ganz in dem Wesen aufzugehen, das sie darstellt." — Der Eindruck war ein so gewaltiger, daß, obwohl nur Haitzinger und der Chor Wilhelminen würdig zur Seite standen, nach dem Schlusse des Stückes der Vorhang wieder aufgezogen und das Finale wiederholt werden mußte, was bis dahin noch niemals vorgekommen war.

Neben ihrer künstlerischen Thätigkeit — die deutsche Gesellschaft gab außer den beiden schon genannten Opern: „Euryanthe", „Oberon", die „Schweizerfamilie", die „Vestalin" und die „Entführung aus dem Serail" — wurde Wilhelmine durch das Pariser Leben vielfach in Anspruch genommen. Sie kam mit vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten zusammen; die anmuthigen Formen der französischen Geselligkeit thaten ihr wohl; die Kunstschätze der Pariser Sammlungen erschlossen ihr eine neue Welt — ihr Gesichtskreis erweiterte sich in jeder Beziehung. Aber während sie das Fremde unbefangen auf sich wirken ließ und alles Gute und Schöne freudig anerkannte, wuchs und erstarkte in ihr die Liebe für deutsches Leben, deutsche Kunst. „Was wir an unsrer Musik haben ist mir erst damals recht klar geworden", sagte sie; „und wenn mich die Franzosen

auch noch so enthusiastisch aufnahmen — wohlthuender war mir immer der Beifall eines deutschen Publikums, von dem ich mich verstanden wußte, während bei den Franzosen vor Allem die Mode entscheidet."

Die deutsche Oper war indessen zur ungünstigsten Zeit nach Paris gekommen; die Julirevolution war im Anzuge. Schon verkündigten einige Sturmvögel den Ausbruch des Ungewitters und die politischen Interessen drängten mehr und mehr alles Andre in den Hintergrund. Der Abschied Wilhelminens wurde darum nicht so allgemein beachtet und beklagt, wie der ihrer Vorgängerin, Henriette Sontag, die Paris im Januar verlassen hatte. Nur die Musikverständigen und die ihr persönlich Befreundeten fühlten die Lücke, die sie zurückließ, und ihr selbst war Paris so lieb geworden, daß sie von Herzen in den Abschiedsgruß: „Auf Wiedersehen!" einstimmte.

Wilhelmine kehrte nach Deutschland zurück. Den Rest ihres Urlaubes, der bis zum October währte, benutzte sie zu kleinen Erholungsreisen und Besuchen bei Freunden. Auch ihren Bruder, Wilhelm Smets, suchte sie auf. Er war damals Pfarrer zu Hersel am Rhein, ein stiller Gelehrter, der jeden Augenblick, den ihm die Amtsgeschäfte übrig ließen, den Büchern widmete. Um so größer war daher auch das Erstaunen seiner Pfarrkinder, als in den ersten Septembertagen eine Extrapostchaise durch die Dorfgasse rasselte und

vor dem Pfarrhause hielt, wo die unzähligen Koffer und Hutschachteln, womit der Wagen bepackt war, abgeladen wurden. Das Erstaunen wuchs, als bald darauf eine schöne junge Frau mit blonden Locken am Arme des hochwürdigen Herrn erschien, um Dorf und Umgegend in Augenschein zu nehmen.

Im Pfarrhause war nun für einige Tage ein gar fremdartiges Leben. Vom Morgen bis zum Abend hörte man darin singen, lachen, hin- und herlaufen, und das Gesicht der fremden Frau war bald an diesem, bald an jenem Fenster zu sehen. Von Alt und Jung wurde der Pfarrgarten belagert, denn Jeder war begierig einen Gruß der freundlichen blauen Augen zu bekommen, oder die Lieder der Fremden zu hören, die bald lustiger waren, als der lustigste Tanz, bald so traurig, daß dem Lauschenden das Herz still stand und daß ihm Thränen in die Augen stiegen.

So kam Kirchweih heran, ein Tag von dem man noch heute in Hersel erzählen hört, denn Wilhelmine Schröder-Devrient war mitten unter den Fröhlichen, tanzte mit den Bauermädchen um die Wette, sang Volkslieder und östreichische Schnaderhüpfeln, und als das ländliche Orchester einen besonders feierlichen Walzer anstimmte, umfaßte sie ihren hochwürdigen Herrn Bruder, zog ihn trotz seines Sträubens in die Reihen der Tanzenden und ließ ihn nicht los, bis der Walzer zu Ende war.

Aber auch die fröhlichen Tage gingen zu Ende. Der Reisewagen wurde wieder bepackt, der Pfarrer nahm Abschied von der Schwester und in Hersel kehrte Alles ins alte Gleis zurück. Im Pfarrhause war es todesstill; die neugierige Jugend drängte sich nicht mehr um den Gartenzaun; der Pfarrer saß wieder wie sonst einsam bei seinen Büchern: — aber der Name der Entfernten wurde lange noch, besonders von den Armen, mit Liebe genannt, denn auch hier hatte sie, wie das ihre Art war, die Hungrigen gespeist und die Nackenden gekleidet. Und auch sie erinnerte sich gern der Idylle des Pfarrhauses.

Nach dem unruhvollen Leben der letzten Monate hatte ihr das stille Dorf unsäglich wohl gethan, und vor Allem hatte sie das Zusammensein mit dem treuen brüderlichen Freunde erquickt, dessen Namen sie nie ohne Rührung nannte. Als sie nach Dresden zurückgekehrt ihre Sachen ordnete und zufällig das Album aufschlug, fand sie neben Goethes Versen ein Blatt, worauf der Bruder geschrieben hatte:

„Wenn den Adler schützend auf der Reise
Goethe heißet mit Dir zieh'n,
Steht es mir an, daß den Herrn ich preise,
Der Dir himmlischen Gesang verlieh'n,
Der Dich Schwester Sängerin, begleite,
Huldvoll lenkend Deines Lebens Stern.
Zögst Du dann auch in die weitste Weite,
Stets vereint sind wir im Geist des Herrn."

Dies schöne geschwisterliche Verhältniß ist denn auch nicht gestört worden: sie blieben „vereint im Geiste" bis der Tod sie trennte. Smets starb als Kanonikus in Köln und hat als Dichter wie als Gelehrter einen geachteten Namen erworben. Seine katholischen Erbauungsbücher sind in vielen tausend Händen und kürzlich war die Rede davon, ihm ein Denkmal zu setzen. Sein letzter Brief an die Schwester möge hier noch Platz finden. Er lautet:

Köln, 16. März 1839.

Meine liebe Schwester Minna!

Nachdem ich nun — zur schlimmen Jahreszeit vielfältig von meinen Körperleiden heimgesucht — dennoch glücklich überwintert habe, so wende ich mich mit herzlich brüderlichem Frühlingsgruße auch an Dich, liebe Minna, und danke dir aufs Innigste, für all' die Erleichterung und Pflege, die ich mir nun während zwei Jahren durch deine schwesterliche Güte konnte angedeihen lassen. Möge der Himmel Dir diese und alle Deine große Herzensgüte vergelten, wie Du es verdienst, wie es das, was Dich wahrhaft glücklich machen kann, erheischt. Mit besorgter Theilnahme las ich häufig von Deinem Unwohlsein, bald aber auch wieder von dem begeisterten Zuruf, der Dich bei Deinen stets neuen Kunstschöpfungen empfing. So ringst Du Dich durch das, was Dein innerstes Leben ist, immer wieder los, von der hemmenden Fessel trauriger Wirklichkeit."

Auch in seinen Gedichten gedenkt Smets Wilhelminens mit Liebe und Sehnsucht. Eins ist darunter mit den wehmüthigen Schlußversen:

„O, grüßte mich die Stunde noch einmal
Wo — so wie damals, in des Rheines Thal,
Als mit dem Schicksal grollend, fast vermessen
An Deiner Seite sinnend ich gesessen
Und Dich, die Ruhmbekränzte glücklich hieß —
Dein Herz jedoch nur Wünsche enggemessen
Und schlichten Lebens stille Tage pries."

Bis nach Weihnachten blieb Wilhelmine in Dresden und am 1. Januar 1831 begann sie ein Gastspiel in Berlin. Sie wurde vom Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen. Der Wunsch, sie ganz für Berlin zu gewinnen, sprach sich so dringend von allen Seiten aus, daß die Direktion der Oper — Spontini war damals General-Musikdirektor — Unterhandlungen mit ihr anknüpfte.

Sie stellte Forderungen, die heutzutage jeder mittelmäßigen Sängerin gewährt werden, für Wilhelmine Schröder-Devrient wurden sie zu hoch gefunden — der Taglioni wurde freilich zu derselben Zeit ein Engagement mit 6000 Thaler Gehalt und drei Monate Urlaub angeboten — und da Wilhelmine viel zu sehr Künstlerin war, um mit ihrer Kunst Wucher zu treiben, ging sie ohne Weiteres auf die Gegenvor-

schläge der Direktion ein. Der Contrakt wurde aufgesetzt, Alles war in Ordnung, bis auf die letzte, allerhöchste Bestätigung: plötzlich erfolgte von oben herab abschläglicher Bescheid! Wenige Wochen zuvor hatte Wilhelmine vom Könige für ihre herrliche Darstellung der Vestalin ein Geschenk erhalten, auch der Intendant, Graf Redern, war für das Engagement — man fragte und forschte vergebens, was der Künstlerin jetzt auf einmal entgegenstehen könnte.

Und doch lag die Antwort nahe: Wilhelmine Schröder-Devrient verstand sich nicht darauf — und bis ans Ende hat sie das nicht gelernt — jene einflußreichen Persönlichkeiten für sich zu gewinnen, die sich um jede größere Kunstanstalt drängen, im Dunkeln ihr Wesen treiben, eine Menge Fäden in den Händen haben, durch welche sie auf Direktionen und Journale einwirken, und die nichts begehren, als dann und wann einen Tribut aus der Börse des Künstlers, für den sie sich interessiren, oder einen Platz an seinem Tische, oder auch nur das Recht mit seiner Freundschaft zu prahlen. Wilhelminens ganzer Künstlerstolz empörte sich bei dem Gedanken, auch nur den Schatten eines Erfolges solchen Einflüssen verdanken zu sollen. Unter den Papieren der Künstlerin befindet sich die Abschrift eines Briefes an einen dieser Herren in Stettin. Er hatte sie gefragt, ob es ihr wünschenswerth wäre, ihr dortiges Gastspiel

in einigen Journalen besprochen zu sehen. Sie erwiederte:

„Wohlgeborner Herr!

Ihre gestrige Anfrage kann ich nur dahin beantworten, daß ich Ihrem eignen Ermessen anheimstellen muß, ob Sie meine Leistungen einer Beurtheilung werth halten oder nicht. Ein von mir ausgesprochner Wunsch wegen eines Referats müßte Ihnen doch nothwendig den größten Theil Ihrer Unbefangenheit rauben — diesen Eingriff in eine gerechte Kritik habe ich mir nie erlaubt. Nehmen Sie indessen meinen Dank für Ihre freimüthige Anfrage, sowie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich mich nenne

Ew. Wohlgeboren
ergebne
Wilhelmine Schröder-Devrient."

Noch in letzter Zeit erzählte Wilhelmine mit Entrüstung von einem „Geschäft" in Frankfurt a/M., dessen Chef jedem gastirenden Künstler ein Buch überreicht, in welches dieser seine Bestellungen einzutragen hat. Die verschiedenen Huldigungen sind darin nach den Preisen rubricirt: so und so viel für das „Empfangen", so und so viel für den einmaligen, zweimaligen, dreimaligen Hervorruf. Das Rufen während der Scene ist höher taxirt, als nach Schluß des Aktes. Auch Blumen- und Lorbeerkränze besorgt der gefällige Mann; Gedichte sogar auf Papierstreifen oder Atlas-

bändern: der Künstler braucht nur zu wählen und — zu bezahlen. „Auch mir hat man das Buch geschickt, sagte Wilhelmine, mit jenem ihr eigenthümlichen Zucken der Lippen, das ihren Mund so ausdrucksvoll machte; „ich habe sehr berühmte Namen darin gefunden; den meinigen würdet Ihr vergebens suchen!“

Wilhelmine Schröder-Devrient wies jede erniedrigende Protektion, jede Annäherung der „Herren von der Claque“, alle unwürdigen Anerbietungen, die bald in der feinsten, bald in der unverschämtesten Form gestellt wurden, mit Abscheu zurück. Es ist ihr freilich auch passirt, daß die Herren, die für Journale über sie geschrieben hatten, ihr nachträglich eine Rechnung für „Correspondenzen“ überreichten. Einmal wurden ihr sogar für Empfehlungsbriefe, die sie aus Höflichkeit angenommen, aber niemals abgegeben hatte, hundert Thaler abgefordert. Sie hat in solchen Fällen dem Unverschämten entweder ohne Umstände die Thür gewiesen, oder sie hat die geforderte Summe bezahlt „um das Gesindel los zu werden“; aber sie hat das nie gethan, ohne ihre tiefe Verachtung auszusprechen, oder dem „gefälligen Freunde“ zu bedeuten, daß er ihre Schwelle nicht mehr betreten dürfe. Diese Herren haben sich dann gerächt mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, d. h. sie haben verleumdet und intriguirt.

Schon in Paris hatte die Künstlerin in dieser

Beziehung bittre Erfahrungen gemacht; auch in Berlin sollte sie die Macht der beleidigten Coterie kennen lernen. Vergebens sprach sich das Publikum, vergebens der bessere Theil der Tagespresse ganz entschieden für sie aus; die Unterhandlungen waren und blieben abgebrochen, obwohl die Berliner Oper damals keine Primadonna hatte. Der Einfluß ihrer Widersacher ging sogar so weit, daß ihr das Benefiz verweigert wurde, welches vorher jedem bedeutenden Gaste: der Schechner, der Sontag, der Heinefetter gewährt war.

Wohlunterrichtete Freunde Wilhelminens behaupten freilich, sie hätte diesmal nicht nur die erzürnten „Kleinen", sondern auch einen mächtigen Feind in „allerhöchsten Kreisen" gegen sich gehabt. Dieser Widersacher war längere Zeit ein glühender Verehrer der Künstlerin; sie aber sah eine Beleidigung in der Art und Weise, wie sich seine Bewunderung aussprach, und gab ihm dies aufs unzweideutigste zu erkennen. Der Fürst wollte jedoch nicht verstehen, und zum Aeußersten getrieben nahm Wilhelmine endlich ihre Zuflucht zu — einer Ohrfeige. Als der „hohe Herr" voll Zorn und Bestürzung den Rückzug antrat, entfiel ihm sein Crachat; die Künstlerin hob es auf und rief dem Forteilenden nach: „Ihre Orden, Hoheit, vergessen Sie nicht — die sind doch das Beste an Ihnen!"

Am 26. März trat Wilhelmine in Berlin zum letzten Male — als Fidelio — auf. Sie hatte sich inzwischen entschlossen eine zweite Einladung nach Paris anzunehmen, der ein bleibendes Engagement folgen sollte, und wollte ihre Reise schon am nächsten Tage antreten. Das Publikum überschüttete sie mit Beifallszeichen. Es war, als wollte man sie durch verdoppelte Liebe für die Kränkungen entschädigen, die sie in den letzten Wochen erfahren hatte. Die Künstlerin war tief ergriffen. Als mit dem letzten stürmischen Hervorruf von allen Seiten die Worte „Hierbleiben! Wiederkommen!" erschallten, trat sie dicht an die Lampen und erwiederte mit jener einfachen Herzlichkeit, durch welche ihr Wesen so unwiderstehlich war:

„Ich danke Ihnen für Ihre nachsichtsvolle Güte. Sehnlich hätte ich gewünscht, daß es mir vergönnt gewesen wäre, hier zu verweilen. Mit Schmerz scheide ich von meinem Vaterlande, das ich nie vergessen werde!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Noch einmal überflogen ihre in Thränen schimmernden Augen das überfüllte Haus; dann nahm sie einen der vielen Kränze und ein Gedicht, das vor ihren Füßen niedergefallen war, vom Boden auf und entfernte sich mit gesenktem Haupte und zögernden Schritten.

Als Abschiedsgruß erhielt sie am nächsten Morgen ein Blatt von Ludwig Rellstab, das sie bis ans

Ende unter ihren liebsten Andenken aufbewahrt hat. Es enthielt die Verse:

„Erstaunt seh ich Dein zauberisch Verschwenden;
Ein Herz hat jede Brust doch nur zu spenden,
Und Du schenkst eines jedem Ton und Blick.
Dennoch erschöpfst Du nie des Reichthums Quellen,
Denn jeder Blick, jedweden Tones Schwellen
Bringt Dein Geschenk Dir tausendfach zurück.
Berlin, 27. März 1831. L. Rellstab.
Empfunden bei jedem Ton, den ich von Ihnen gehört."

Am 14. Juni 1831 begann die deutsche Operngesellschaft ihr zweites Gastspiel in Paris. In der Nacht desselben Tages brachen Unruhen aus, die durch Einschreiten der bewaffneten Macht unterdrückt werden mußten und zu weitverzweigten Untersuchungen Anlaß gaben, so daß wieder die politischen Interessen alles Andere in den Hintergrund drängten.

Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse fand Wilhelmine Schröder-Devrient noch wärmere Aufnahme als das erste Mal. Einige der tonangebenden Blätter dankten der Künstlerin, der es gelungen war, „ihre Zuhörer über das unheimliche Treiben des öffentlichen Lebens zu erheben und für den Augenblick durch ihre Melodien alle Sorgen einzuschläfern." Die deutsche Sängerin wurde Mode in demselben Grade, wie es kurz zuvor Paganini gewesen war, und als die Sommerhitze den Vorstellungen der deutschen Oper

ein Ende machte, war die Rede davon, Wilhelmine für die große Pariser Oper zu engagiren. Die Musikverständigen sahen in ihr eine würdige Nachfolgerin jener Sterne erster Größe, Marthe Le Rochois, Sophie Arnould, Henriette Branchu, die seit zwei Jahrhunderten der Stolz der französischen Oper waren. Die Direktion knüpfte Verhandlungen mit der Künstlerin an, da sich dieselben indessen ein wenig in die Länge zogen und zu gleicher Zeit der Direktor der italienischen Oper, Edouard Robert, ihr unter glänzenden Bedingungen ein Engagement anbot, so nahm sie, trotz des Abredens ihrer Freunde, letzteres an. Am 9. Juli wurde ein Contrakt auf fünftehalb Monat — vom 15. November 1831 bis 31. März 1832 — unterzeichnet.

Mit diesem Engagement trat Wilhelmine in ganz neue, schwierige Verhältnisse. Man fand es gewagt, daß sie mit italienischen Sängern concurriren wollte, selbst die treusten Freunde und Bewundrer waren bedenklich. Die Deutschen könnten nun einmal nicht singen, hieß es allgemein; ihre Sprache, die Rauheit des Klimas, in dem sie leben, die falsche Methode ihrer Gesanglehrer würde sie immer an einer vollkommenen Ausbildung hindern — und nun sollte sich eine deutsche Sängerin neben Rubini, Lablache, der Pasta und der Malibran behaupten!

Daß ihr die Italiener im Betreff der technischen Fertigkeit überlegen waren, hat Wilhelmine Schröder-Devrient stets anerkannt und hat es in ihrer einfach bescheidnen Weise oft genug ausgesprochen. Ihre poetische Gestaltungskraft dagegen, die Gewalt ihrer Leidenschaft hat keiner derselben übertroffen.

Rubini war Meister im Gesang und er wollte eben nichts andres sein. Die Wahrheit der dramatischen Darstellung war ihm Nebensache. In jeder Rolle blieb er der schöne, edle, gefühlvolle Rubini, dessen unvergleichliche Stimme jedes Herz bis in die tiefste Tiefe erschütterte. „Singen wie er kann Niemand!" pflegte Wilhelmine zu sagen. „Ich habe ihn nie ohne Thränen gehört, aber bei ihm, wie bei Jenny Lind lag der Erfolg hauptsächlich im Material der Stimme."

Desto höher stellte sie die Pasta als dramatische Sängerin. „Ihr war die mächtige, fast drei Oktaven umfassende Stimme, der die vollendetste Technik zu Hülfe kam, nur das Instrument, das ihrem Genius seine Sprache lieh", sagte Wilhelmine. „Ihre Donna Anna, Desdemona, Semiramis, ihr Tancred und vor Allen ihre Medea waren ewige Gestalten. Die Engländer nannten sie eine zweite Siddons — ich kann sie nur mit Rachel vergleichen. Ja sie war groß — übergroß!"

In Bezug auf das Aeußere war die Pasta keine

gefährliche Nebenbuhlerin für Wilhelmine. Ihre mittelgroße Gestalt war starknochig, ihre Bewegungen waren ohne Grazie, ihre Züge markirt, beinahe männlich, ihr gewöhnlicher Gesichtsausdruck war finster. Maria Félicitas Malibran dagegen war nicht allein eine große Sängerin und Schauspielerin, sie war auch eine schöne anmuthige Frau, die unumschränkt über ihr Publikum geherrscht hatte. Aber nun erschien Wilhelmine Schröder-Devrient und Maria Malibran mußte erkennen, daß ihr die deutsche Künstlerin nicht allein ebenbürtig, sondern in mehr als einer Hinsicht überlegen war.

Wilhelmine debütirte als Donna Anna. Bei ihrem ersten Auftreten, als sie mit Don Juan ringend erscheint, war sie befangen. Die Kälte des Publikums, das ihr, wie schon gesagt, mit Vorurtheilen entgegensah, wirkte lähmend auf sie zurück. Die fremde Sprache machte sie unsicher — schon sahen ihre Freunde Alles, was sie gefürchtet hatten, in Erfüllung gehen! Aber als nun Donna Anna mit Ottavio zurückkehrend die Leiche des Vaters fand, sich mit dem herzzerreißenden Schrei:

„Ma qual s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!“

neben ihn niederwarf und ihre Klagen um den Todten, ihren Racheschrei gegen den Mörder erschallen ließ, ging ein Schauer durch die ganze Versammlung. Eine solche Donna Anna war auf dieser Bühne nie gesehen

worden. Nicht nur die beleidigte Frauenwürde, nicht nur der Schmerz um den gemordeten Vater, nicht nur das glühende Verlangen, sich zu rächen, sprach aus diesen Tönen: es war das Verzweifeln einer stolzen, reinen Seele, die sich umsonst gegen die Macht der Leidenschaft sträubt. Man sah sie ringen gegen diese immer wieder aufflammende Liebe zu dem Verräther, den sie, gerade um dieser Liebe willen, mit um so unversöhnlicherem Hasse verfolgt! Man sah sie sich anklammern an die Aufgabe, den Vater zu rächen; und wie sprach sich — als Don Juan endlich dem ewigen Verderben anheim gefallen ist — das Zusammenbrechen dieser gewaltigen Frauennatur in Haltung und Mienen und vor Allem in der, wie aus gebrochnem Herzen hervortönenden Bitte aus:

„Lascia, o caro, un anno ancora
allo sfogo del mio cor.“

Ein maßloser Jubel dankte der Künstlerin für ihre tiefpoetische Schöpfung, von allen Seiten flogen ihr Blumen zu und das da capo Rufen wollte kein Ende nehmen, während Zerline-Malibran vor Zorn und Eifersucht weinend hinter den Coulissen stand, gleichsam wider Willen in die Worte ausbrechend: „aber sie singt doch schön!“ mit zuckenden Händen ihren Blumenstrauß zerriß und sich im Stillen gelobte, Alles daran zu setzen, um Wilhelmine Schröder-Devrient zu vernichten.

Schon den Winter zuvor, als Henriette Sontag

die Pariser entzückte, hatte die ehrgeizige Frau, die Niemand neben sich dulden wollte, in ähnlicher Weise gelitten. Damals hatte sie ihrem Zorn durch allerlei spöttische, geringschätzige Bemerkungen Luft gemacht. Die Malibran war's, die von der Sontag sagte: „Sie ist groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist klein", eine Aeußerung, die so allgemeine Zustimmung fand, daß sich die eifersüchtige Künstlerin beinahe getröstet fühlte. Schlimmer erging es ihr mit Paganini, dessen Erfolge — obwohl sie nicht auf ihrem Gebiete errungen waren — sie abermals zur Verzweiflung brachten. Sie hatte von ihm gesagt: Signor Paganini besäße zwar eine staunenswürdige Fingerfertigkeit, durch die sich die Menge verblenden ließe, aber es fehlte ihm an aller Wärme, und zu singen verstände seine Violine nicht. Paganini erfuhr diese Aeußerung und ließ die Sängerin fragen, ob sie es auf einen öffentlichen Wettstreit ankommen lassen wolle; er wäre jeden Augenblick dazu bereit. Marie Malibran hatte darauf eine hochmüthige abweisende Antwort gegeben, konnte sich aber nicht verbergen, daß sie durch ihre unvorsichtige Aeußerung nur sich selber geschadet hatte.

Eingeschüchtert durch diese Erfahrung beschloß die Malibran, Wilhelmine Schröder-Devrient mit andern Waffen zu bekämpfen, als mit Worten. Als die erste Aufregung vorüber war, sagte sie sich zum

Trost, oder ließ sich von ihren Freunden einreden, daß Wilhelmine ihren Triumph nur der hervorragenden Rolle zu danken hätte, daß sie aber nicht im Stande sein würde, sich neben der berühmten italienischen Sängerin zu behaupten. Auf diese Ueberzeugung baute die Eifersüchtige ihren Racheplan.

Ihr Benefiz sollte in den nächsten Tagen stattfinden. Sie wählte dazu Rossinis „Othello" und behielt sich selbst die Titelrolle vor, während die Partie der Desdemona Wilhelmine Schröder-Devrient übertragen wurde. Auf diese Weise wollte sie zugleich die Unerschöpflichkeit des eignen Talents durch eine ganz neue Kunstschöpfung ans Licht stellen und die ungetreuen Pariser überzeugen, daß die Desdemona der Malibran von keiner andern Sängerin erreicht werden könnte.

Sie hatte sich verrechnet. Wilhelminens Desdemona war allerdings eine ganz andre, als die der spanisch-italienischen Künstlerin, aber sie war nicht minder wahr und schön, und das Träumerisch-Innige, das die deutsche Frau der Shakespearischen Desdemona abgelauscht hatte und das sie trotz aller Leidenschaft des Ausdrucks immer wieder anklingen ließ, verlieh ihrer Schöpfung einen unwiderstehlichen Reiz. Die Malibran dagegen erschien als Othello so unvortheilhaft als möglich. Ihre zarte Gestalt, die im Männerkleide und neben Wilhelminens üppiger

Schönheit fast dürftig aussah, paßte schlecht zu der gewaltigen Leidenschaft des Mohren und die wunderbare Grazie, die der Künstlerin sonst eigen war, ging in den Uebertreibungen verloren, durch welche sie in dieser Rolle die Manneskraft zu ersetzen suchte. Ihr Augenrollen, Stampfen, Kopfschütteln, das Verzerren der feinen Lippen, das Ballen der kleinen Hände machte einen beinahe komischen Eindruck, und sie hatte es nur der entschiedenen Vorliebe des Publikums, der Erinnerung an ihre sonstigen Leistungen zu verdanken, daß man sie nicht für ihren Mißgriff strafte. Ihre Freunde bemühten sich sogar, dem Beifall, den Wilhelmine Schröder-Devrient erntete, das Gegengewicht zu halten, aber Marie Malibran war eine viel zu geistreiche Frau, um nicht zu verstehen, daß sie trotz dieses scheinbaren Erfolges eine Niederlage erlitt. Ihre Verzweiflung, ihr Zorn stieg von Scene zu Scene und beraubte sie endlich so ganz der Besinnung, daß sie zuletzt die todte Desdemona zu dicht an die vordere Lampenreihe schleppte und ihren Kopf so niederlegte, daß ihr der niedersinkende Vorhang unbedingt das Gesicht zerschlagen mußte. Glücklicherweise bemerkte der Maschinist die Gefahr und ließ den Vorhang nicht nieder. Das Publikum, das anfänglich applaudirt hatte, stutzte, wunderte sich, wurde ungeduldig und rief, des Anblicks der Leiche müde: „à bas le rideau!“ Wilhelmine lag in

Todesangst, unverwandt zwischen den vorsichtig geöffneten Lidern zu dem drohenden Vorhange emporstarrend. Plötzlich war ihr, als sänke er tiefer und tiefer — sie ertrug die Angst nicht mehr und schob den Kopf so vorsichtig als möglich zur Seite. Aber das Publikum hatte die Bewegung mißverstanden. Man glaubte allgemein, Desdemona wolle sich überzeugen, ob Othello bei dieser hartnäckigen Unbeweglichkeit des Vorhanges seine Rolle als Todter noch immer fort spiele. Ein schallendes Gelächter brach los, während der Vorhang nun wirklich niedersank. Hatte Frau Malibran, wie Viele behaupten, ihren Fehler absichtlich begangen, so hatte sie erreicht, was sie bezweckte. Der Effekt der Vorstellung war vollständig gestört. Sich in einen Wettstreit mit Wilhelmine Schröder-Devrient einzulassen, hat die Künstlerin aber nicht mehr unternommen. Ueberhaupt trat sie damals nur noch ein paar Mal in der Pariser italienischen Oper auf und ging im Januar 1832 nach Italien, wo sie sich mit dem Violinspieler Beriot vermählte.

Wilhelmine hat der Malibran trotz dieser Feindseligkeiten allezeit die begeistertste Anerkennung gezollt, und ihren frühen Tod — Marie Malibran starb in Manchester am 26. September 1836 — hat vielleicht keine ihrer Kunstgenossinnen so aufrichtig beweint, wie die von ihr gehaßte und verfolgte Schröder-Devrient.

In Paris blieb Wilhelmine auch nach der Entfernung ihrer Hauptrivalin von feindseligen Elementen umgeben. Spontini kam an die italienische Oper und benutzte hier, wie früher in Berlin, seinen ganzen Einfluß gegen die Künstlerin. Er vermochte die Pasta zurückzukehren und setzte es durch, daß ihr fast alle bedeutenden Rollen übertragen wurden. Wilhelmine sah sich zu einer Unthätigkeit verurtheilt, die dieser strebsamen Natur im höchsten Grade peinlich war. So oft sie sang, erntete sie enthusiastischen Beifall, aber ihr Repertoir blieb auf wenige Stücke beschränkt und so kam die Vielseitigkeit ihres Talents nicht zur Geltung.

Obwohl sich Wilhelmine in diesen Verhältnissen sehr unbehaglich fühlte und mit Ungeduld dem Ende ihres Engagements entgegensah, verkannte sie nicht, von welcher Bedeutung das Zusammenwirken mit den besten Sängern der Zeit für ihre künstlerische Entwickelung war. Wie sie immer bereit war, das Gute anzuerkennen, war sie es auch, zu lernen und an sich selbst zu arbeiten. Rubini, die Pasta, die Malibran waren ihre Vorbilder, denen zu folgen sie sich eifrig bestrebte: ein Streben das der beste Erfolg belohnt hat.

Aber auch nach außen hin, für die Verbreitung ihres Ruhmes war ihr das Engagement bei den Italienern von Nutzen. Monk Mason, Direktor

der deutsch-italienischen Oper in London, trat mit ihr in Unterhandlungen und am 3. März 1832 wurde der Contrakt geschlossen, der sie für die Saison desselben Jahres (Mai und Juni) engagirte. Monk Mason versprach ihr für die zwei Monate 20,000 Francs und bewilligte ihr außerdem eine Benefizvorstellung, die im Mai oder Juni stattfinden sollte. Sie mußte sich dagegen verpflichten, monatlich wenigstens zehn Mal zu singen und während der Dauer ihres Engagements auf keiner andern englischen Bühne aufzutreten. In Concerten und Privatgesellschaften zu singen stand ihr frei.

Als Imogena in Bellinis „Il Pirato" nahm sie Abschied von Paris — sie hat seitdem keine französische Bühne wieder betreten. Das Haus war überfüllt bei dieser Vorstellung, obwohl es die achte Wiederholung des Piraten war. Der Applaus überstieg alle Grenzen. Mit Blumen und Lorbeeren beladen kam Wilhelmine in ihre Wohnung zurück.

Am folgenden Tage war in vielen Zeitungen ein Nachruf an die Scheidende zu lesen. In einem dieser Blätter heißt es:

„Frau Schröder-Devrient hat in einer Weise von uns Abschied genommen, die sie uns ewig unvergeßlich machen wird. Wie hat sie die Angst der Mutter dargestellt als Gualtiero droht, ihr Kind zu tödten; wie leidenschaftlich und doch wie maßvoll

ist ihr Entzücken, als ihr der Pirat den Sohn zurückgiebt! In dem großen Duett mit Rubini hat sie Alles übertroffen, was wir je gehört haben. Gewiß, diese Frau steht als Künstlerin neben den größten Sängerinnen aller Zeiten — ihre Bescheidenheit aber hebt sie über alle Andre empor."

In London traf Wilhelmine Schröder-Devrient abermals mit ihrem Freunde und Kunstgenossen Anton Haitzinger zusammen, und wieder waren die beiden berufen, die deutsche Musik in einigen ihrer besten Schöpfungen zur Geltung zu bringen. Besonders war es Fidelio der Furore machte. Nur bei Paganinis Concerten war der Zudrang des Publikums so groß, die Begeisterung so allgemein gewesen, wie bei Beethovens Oper und Wilhelminens Leonore. Außerdem gab sie Pamina, Rezia, Emmeline. Die Agathe wurde leider nicht von ihr, sondern von Madame de Meric gesungen.

In jeder ihrer Rollen wurde Wilhelmine mit Beifall überschüttet. Wer nur irgend auf Geschmack, Kunstsinn und Bildung Anspruch machen wollte, mußte die deutsche Künstlerin gehört haben. Ebenso eifrig drängte sich die junge und alte Männerwelt um die schöne Frau. Die Aristokratie des Talents, der Geburt und des Geldes war täglich in ihrem Salon

vertreten: die Künstlerin wurde mit Einladungen bestürmt — eine Soirée oder Matinée musicale ohne Schröder-Devrient war nicht mehr denkbar.

Aber diese Art von Erfolgen war es nicht, welche die Künstlerin befriedigen konnte. „Auf der Bühne fehlte mir das Bewußtsein, verstanden zu werden", schrieb sie. „Ich wurde von dem größten Theile des Publikums doch nur angestaunt wie eine fremdartige Erscheinung — und für die Gesellschaft war ich eben nur ein Spielzeug, für das sich zufällig die Mode entschieden hatte, das aber gewärtig sein mußte, im nächsten Moment bei Seite geschoben zu werden."

Der Grund ihres Mißbehagens lag übrigens noch tiefer. Rahel Varnhagen beklagt sich einmal, „daß kein innerer, nur ein äußrer Charakter schützt vor angethaner Ehre." Auch Wilhelmine Schröder-Devrient gehörte zu den stolzen, selbstbewußten Naturen, die sich von solcher „angethanen Ehre" in tiefster Seele verletzt fühlen. Wie selten sind aber die Vornehmen vornehm genug, um ihrem Verkehr mit denen, die sie sich untergeordnet glauben, den bittern Beigeschmack der Herablassung zu nehmen!

Um die geselligen Zustände in England zu charakterisiren, erzählte Wilhelmine, die Pasta hätte sich eines Tages, als ihr die Ehre zu Theil wurde, bei der Herzogin von Kent zu singen, von den Damen der Gesellschaft durch eine dicke seidne Schnur getrennt

gesehen, die in Tischhöhe quer durch den Musiksaal gezogen war. „Mir gegenüber hat man sich das nun zwar nie erlaubt", fügte Wilhelmine hinzu, „aber im Geiste habe ich zwischen mir und den englischen Damen stets eine solche Schranke gefühlt."

„Man braucht übrigens nicht nach England zu gehen, um derartige Erfahrungen zu machen", fährt sie fort. „Ich habe in Deutschland in Hofconcerten gesungen, in denen die Kluft, die uns Künstler von dem hoch und höchstgebornen Publikum trennt, ebenso zart als sinnig dadurch angedeutet war, daß für uns einfache Rohrstühle dastanden, während unser erlauchtes Auditorium auf vergoldeten, weich gepolsterten Sesseln Platz nahm. Für uns Plebejer war das ja auch ganz in der Ordnung, aber unsre Atlas- und Sammetroben, die auf den harten Sitzen unbarmherzig zerdrückt wurden, hätten wohl einige Rücksichten verdient."

Mit Ausnahme des häuslichen Comforts, nach dem sie sich häufig zurücksehnte, war Wilhelminen das englische Leben im Allgemeinen nicht zusagend. Das ganze Sein und Thun erschien ihr zu sehr in Formen eingezwängt, mit denen sie sich nicht befreunden konnte, mit denen sie sogar mehr als einmal in Conflikt gerieth.

So z. B. hatte sie bald nach ihrer Ankunft eine Privatwohnung bezogen, in der sie sich sehr behaglich

fühlte. Das Haus war still, die Einrichtung ebenso geschmackvoll als bequem und Alles, bis ins kleinste Winkelchen, von höchster Sauberkeit. Die Wirthin war eine sanfte, freundliche Frau, voll Aufmerksamkeit für ihre Hausbewohnerin; die Domestiken waren gut geschult — Wilhelmine wünschte sich Glück, dies hübsche, ruhige Daheim gefunden zu haben.

Alles ging gut bis zum Sonntage. Aber kaum hatte sich die Künstlerin, wie sie es gewöhnt war, nach dem Frühstücke an den Flügel gesetzt, um ihre Uebungen zu singen, als das Stubenmädchen hereinkam und sie im Namen der Wirthin ersuchte, „den Sabbath nicht durch Musik zu entheiligen."

Zum Glück für das Mädchen war Wilhelmine so heiter gestimmt, daß sie die Sache von der humoristischen Seite nahm, Gehorsam versprach und auch sogleich den Flügel schloß. Aber was nun beginnen? Die Besuchstunde war noch nicht da, zu lesen hatte sie nichts, zum Ausgehen war das Wetter zu schlecht — sie nahm ihr Strickzeug zur Hand und setzte sich damit ans Fenster.

Ob an diesem heidnischen Beginnen eine fromme Nachbarin Aergerniß nahm und die Wirthin zum Einschreiten veranlaßte, oder ob diese selbst von banger Ahnung getrieben, ihre Botin nochmals sandte, hat nie ermittelt werden können. Gewiß ist, daß Wilhelmine kaum ein paar Nadeln abgestrickt hatte, als

das Stubenmädchen wieder eintrat, die Strickende einen Augenblick anstarrte, um stumm, wie sie gekommen war, wieder zu verschwinden. Wilhelmine wußte nicht, was sie aus der Scene machen sollte, aber die Erklärung kam nur zu bald. Die Wirthin erschien in feierlicher Haltung und eröffnete der erstaunten Künstlerin, sie müsse, so leid es ihr thue, Madame Schröder-Devrient bitten, sich im Laufe der nächsten acht Tage eine andre Wohnung zu suchen; ihr Gewissen erlaube ihr nicht, in ihrem „christlichen Hause" solche Sabbathschändung zu dulden. — Vergebens stellte ihr Wilhelmine vor, daß sie mit der englischen Sonntagsfeier ganz unbekannt gewesen wäre, das sie nur gethan hätte, was in Deutschland allgemein geschähe: die Engländerin blieb unerschütterlich. Die singende, strickende Deutsche durfte keinen zweiten Sonntag in dem „christlichen Hause" verleben.

Am allerpeinlichsten aber war für Wilhelmine das geringe Musikverständniß der Engländer. „Die große Menge", schreibt sie, „schwärmt für diesen oder jenen Komponisten, für diesen oder jenen Sänger, nur weil es so Mode ist. Jenes sich hingeben an die Musik, das dem deutschen Volke in so hohem Grade eigen ist, war dort nur bei Einzelnen zu finden. War ein Künstler einmal Mode, so konnte er thun und lassen, was er wollte. So lange ihm die Mode zur Seite stand war Alles gut, und wenn die heilige Cäcilie

selber vom Himmel herunter gestiegen wäre, sie hätte nicht wagen dürfen, sich mit ihm zu messen. Man that übrigens wohl, sich auf dieses Modesein nicht zu viel einzubilden, denn der Grund dazu war oft nichts weniger als schmeichelhaft. Ein Beweis dafür war Hummel. Er hatte schon in mehren Concerten gespielt, ohne besonders beachtet zu werden; das eine Mal aber fiel es einer der tonangebenden Damen ein, während des Spiels aufzustehen, um die Bewegungen seiner Hände zu beobachten — und nun schien ihr plötzlich die Musik verständlich zu werden. Ein steigendes Entzücken malte sich in ihren Zügen; endlich brach sie in die bewundernden Worte aus: „O, der Triller, der Triller, und noch dazu mit der linken Hand!" — Wie eine Losung flogen die Worte von Mund zu Mund: alle Damen standen auf um Hummels Spiel zu — betrachten. Als er zu Ende gekommen war, brach von allen Seiten donnernder Beifall aus und von Stunde an war er der erklärte Liebling der Londoner „musikalischen" Welt.

„Auch ich habe Gelegenheit gehabt, gar eigenthümliche Erfahrungen zu machen", fährt Wilhelmine fort. „Als ich zum ersten Male in einer großen Privatgesellschaft singen wollte, machte mir ein berühmter deutscher Künstler, der mich accompagnirte, den Vorschlag, einen Strauß'schen Walzer zu wählen. „Das kann nicht Ihr Ernst sein!" rief ich halb

bestürzt, halb unwillig. Der Künstler lachte. „Ich sehe", sagte er, „daß Sie das hiesige Publikum noch nicht kennen und in allerlei Illusionen befangen sind. Singen Sie, was Sie wollen: die Cavatine aus der Euryanthe oder: „Du, Du liegst mir am Herzen", die große Arie aus Fidelio, oder: „Und als der Großvater die Großmutter nahm" — immer wird Ihr Gesang nur die Begleitung zu der lebhaften Unterhaltung sein, die mit den ersten Tönen der Musik beginnt. Hören Sie aber auf zu singen, so stockt jedes Gespräch und der rauschendste Applaus wird Ihnen zu Theil." Ich hielt diese Worte für Scherz — aber ich habe mich vom ersten bis zum letzten Liede, das ich in englischen Gesellschaften gesungen habe, von ihrer Wahrheit überzeugen müssen."

Trotz dieser Erfahrungen und Enttäuschungen konnte sich die Künstlerin dem berauschenden Einflusse nicht entziehen, der in dem Bewußtsein liegt, inmitten der gewaltigen Strömung des Londoner Lebens, wenn auch nur auf Augenblicke aufzutauchen und zum Mittelpunkt zu werden, dem sich Hunderttausende in Bewunderung zuwenden. Dieser Zauber bewog sie denn auch im Mai 1833 abermals nach London zu gehen, obwohl sie das Jahr zuvor die contraktlich zugesicherte Gage nicht erhalten hatte.

Das zweite Londoner Engagement — wieder bei der deutschen Oper und für die Dauer der Saison —

schloß Wilhelmine mit Mr. Bunn, Direktor des Drury-Lane-Theaters. Ihr Repertoir sollte folgende Opern umfassen: Fidelio, Freischütz, Euryanthe, Oberon, Iphigenia, Vestalin, Zauberflöte, Jessonda, Templer und Jüdin, Blaubart, Libella, Wasserträger — viele derselben kamen aber nicht zur Aufführung. Die Künstlerin verpflichtete sich, fünfundzwanzig Mal aufzutreten und sollte für jede Vorstellung vierzig Pfund erhalten. Außerdem wurde ihr ein Benefiz bewilligt, wogegen sie eine Abschiedsvorstellung zum Besten der Direktion geben sollte.

Das Jahr zuvor war die Zauberflöte zum ersten Male in London gegeben, diesmal lernten die Engländer Jessonda und Euryanthe kennen, und letztere besonders erregte das höchste Entzücken. In derselben Stadt, wo Carl Maria von Weber vor kaum sieben Jahren verkannt und verlassen sterben mußte, war er jetzt der erklärte Liebling aller Stände, und nur der Erfolg der „Teufelsbrücke" — einer englischen Posse, worin die Malibran sang — kam dem seiner Oper gleich. Mr. Bunn hatte nehmlich neben der deutschen auch eine englische Oper, bei welcher die Malibran engagirt war, und da er den Geschmack seiner Landsleute kannte, ließ er die beiden Gesellschaften einen Abend um den andern spielen, oder auch, um Jedem der sein Theater besuchte, gerecht zu werden — nach dem Fidelio, dem Freischütz, der

Euryanthe die beliebte Teufelsbrücke folgen. Marie Malibran hatte noch einmal den Schmerz, sich die deutsche Künstlerin an die Seite gestellt zu sehen und allgemein — in der Gesellschaft wie in der Presse — das Urtheil zu hören, daß ihr Wilhelmine Schröder-Devrient zum mindestens ebenbürtig wäre. — „Freilich", setzten die Freunde der Malibran hinzu, „ist der Schröder-Devrient Talent nicht so vielseitig wie das der italienischen Sängerin. Die Deutsche kann nur die Priesterin der ernsten deutschen Muse sein, kann nur Spohrs, Webers, Beethovens Melodien singen. Mit Bellini würde sie nichts anzufangen wissen."

Diesen Irrthum sollte Wilhelmine Schröder-Devrient — wenn auch erst vier Jahre später — auf das Glänzendste widerlegen. Zur Saison 1837 ging sie zum dritten Male nach London, diesmal zu der englischen Oper, die Bunn für die beiden Theater Covent-Garden und Drury-Lane engagirt hatte. Wilhelmine debütirte wieder als Fidelio, den sie jetzt aber in schlechter englischer Uebersetzung singen mußte. Auch den Freischütz, die Euryanthe, die Zauberflöte und andre deutsche Opern hatte Bunn in ähnlicher Weise zurecht machen lassen. Das Publikum sah Wilhelminens Auftreten in großer Spannung entgegen; man fürchtete allgemein, daß sie die fremde Sprache nicht genug in der Gewalt haben

würde. Bei den ersten Worten, die Fidelio spricht, ließ sich auch der fremde Accent und eine gewisse Aengstlichkeit nicht verkennen, aber als die Künstlerin zu singen begann, wurde die Aussprache sichrer, correcter und am folgenden Tage erklärten die Blätter einstimmig: Schröder-Devrient hätte noch nie so entzückend gesungen, wie in diesem Jahre." — „Anfangs verursachte ihr die fremde Sprache einige Schwierigkeiten", heißt es in einem dieser Journale, — „aber sie hat dieselben vollständig besiegt und beweist uns, daß die englische Sprache der deutschen an Wohllaut in demselben Maße überlegen ist, wie das Englische wieder von dem Italienischen übertroffen wird." — Wilhelmine war nicht ganz dieser Meinung.

Nach dem Fidelio folgten nun die Vestalin, Norma und Romeo und für jede dieser Rollen wurde der Künstlerin enthusiastischer Dank zu Theil. Aber als die Zeitungen verkündigten, daß sie auch als Sonnambula auftreten würde, ließen sich von allen Seiten zweifelnde, beinahe tadelnde Stimmen hören. Die Sonnambula war eine Hauptrolle der unvergeßlichen Malibran gewesen — wer durfte es wagen, sie nach ihr zu singen? Dennoch errang Wilhelmine auch in dieser Partie den entschiedensten Triumph. Ihre Amine, das war das allgemeine Urtheil, überträfe alle ihre Vorgängerinnen an Schönheit, Wärme und Wahrheit.

Aber während die Künstlerin vom Publikum mit Beweisen der Zuneigung und Bewunderung überhäuft wurde, bereitete ihr Direktor Bunn tausendfältigen Verdruß. Der erste Grund zu Mißhelligkeiten war, daß er seine pekuniären Verpflichtungen nicht erfüllte, auf der andern Seite aber die übertriebensten Anforderungen machte. Wilhelmine brauchte wöchentlich nur zwei Mal, höchstens dreimal aufzutreten, dann hatte sie jedoch die Aufgabe, erst z. B. den Fidelio zu singen, dann kam ein Zwischenspiel oder Ballet, das ihr Zeit gab, sich etwas zu erholen, und zum Schluß sang sie dann noch den letzten Akt aus den Capuletti. Oder der Abend begann mit der Norma, um mit dem zweiten Akt des Fidelio zu schließen; oder es standen gleich drei Bruchstücke verschiedner Opern auf dem Repertoir. Dazu kamen Virtuosenconcerte, Concerte für wohlthätige Zwecke, Matinéen und Soiréen in Privatkreisen, denen die Künstlerin ihre Mitwirkung nicht versagen konnte, bis sie endlich der Anstrengung unterlag. Sie wurde ernstlich krank und nun offenbarte sich Bunns Charakter in seiner ganzen Rohheit. Er bestürmte die kranke, schutzlose Frau mit Anforderungen, die sich bis zu Drohungen steigerten. Einmal ging er so weit, daß er in das Zimmer der Kranken eindrang, um sie mit Gewalt auf die Bühne zu schleppen. Daß sie nicht singen könne, sähe er wohl, versicherte der

Ehrenmann einmal über das andere, das wolle er denn auch gar nicht verlangen. Sie solle sich nur einen Augenblick im Kostüm vor dem Publikum zeigen, dann könne er „wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins der Sängerin" ein andres Stück einschieben und hätte die Einnahme gerettet.

Dem energischen Einschreiten des Arztes gelang es, Wilhelmine für diesmal von dem Unverschämten zu befreien, aber durch sein wiederholtes Drängen ließ sie sich verleiten, wieder aufzutreten, als sie kaum halb genesen war. Als der Vorhang an diesem Abende zum letzten Male fiel — sie hatte erst Fidelio, dann den zweiten Akt der Sonnambula gesungen — sank sie ohnmächtig zusammen und kehrte erst nach zwei Stunden zum Bewußtsein zurück.

Zum Glück war das Ende der schweren Zeit nicht mehr fern, und die Hoffnung auf baldige Erlösung gab der Künstlerin Kraft. Sie genas, trat noch ein paar Mal auf, gab ihre Abschiedsvorstellung und wartete, um abzureisen, nur noch auf die Auszahlung der versprochnen Summe — als sich Mr. Bunn banquerott erklärte. Die öffentliche Meinung sprach sich ganz entschieden gegen ihn aus; die Zeitungen rechneten ihm die enormen Einnahmen nach, die ihm Wilhelmine Schröder-Devrient sowohl, wie die Pasta und die Taglioni, die zu derselben Zeit bei ihm engagirt waren, verschafft hatten: es war

umsonst. Die betrognen Künstlerinnen konnten nichts gegen ihn ausrichten und mußten abreisen, ohne auch nur einen Theil ihrer Gage zu erhalten.

Körperlich und geistig müde kam Wilhelmine nach Deutschland zurück. Sie hätte der größten Ruhe bedurft, konnte sich diese aber nicht gönnen, da ihr die Früchte der letzten übergroßen Anstrengungen verloren gegangen waren. Gleich nachdem sie in Hamburg angekommen war, trat sie ein Gastspiel an; mit welchen Empfindungen und Befürchtungen, spricht sie in einem Briefe an einen deutschen Freund in London aus. Sie schreibt:

„Mein lieber Freund! Zürnen Sie nur nicht über mein langes Schweigen, das Sie allerdings befremden und ängstigen muß. Sie wissen ja aber wie es geht, wenn man beschäftigt ist. Gern würde ich Ihnen ausführlich schreiben, erlaubte es meine Zeit und meine hypochondrische Stimmung, denn Sie mögen wissen, daß ich ganz elend bin! Morgen reise ich ab, Gott sei Dank, und denke in längstens acht Tagen in Dresden zu sein. Hier haben Sie fast dieselben Worte, wie in Webers letztem Briefe und aus Grund meines Herzens wünschte ich mir ein gleiches Loos.*) Ich wollte, ich stände morgen nicht mehr auf."

*) Der Brief Carl Maria's von Weber, auf den sich Wilhelmine hier bezieht, beginnt mit den Worten: „Ich bin ganz elend, Mittwoch reise ich ab, Gott sei Dank." — Die Abreise verzögerte sich und der Künstler starb in London.

„Ich glaube auch, daß ich mich nie wieder ganz erholen werde; ich schwinde mit jedem Tage mehr dahin und werde so hinsiechen, bis meine Kräfte gänzlich gebrochen sind. Die hiesigen Aerzte haben mir ein verändertes Klima angerathen. Ich soll den Winter in Italien zubringen, vielleicht erlange ich den nöthigen Urlaub, denn für die Bühne bin ich doch für längere Zeit verloren. Ich habe hier mit dem Aufwand meiner letzten Kräfte vier Mal gesungen. Heute war Norma, und mit dem letzten Lebewohl, was ich zu singen hatte, schien es mir, als wenn ich meinen Schwanengesang vollendet hätte. Ich habe mir doch wohl durch übermäßige Anstrengung die Schwindsucht zugezogen und sehe nun einer Zeit voll Kummer und Noth entgegen. Gott gebe mir Kraft, denn ich muß mich ja für meine Kinder erhalten. Sein Wille geschehe! Leben Sie wohl."

Die Befürchtungen der Künstlerin gingen nicht in Erfüllung. Ihre kräftige Natur überwand die Krankheit nach kurzer Ruhe. Als sie im October ihre künstlerische Thätigkeit in Dresden wieder aufnahm, war ihre Stimme schöner, ihre Darstellung gewaltiger, als je zuvor. Mit neuer Lust vertiefte sie sich in dramatische und musikalische Studien und gab die Reise nach Italien auf, wie sie hoffte bis auf spätere Zeiten. Aber wie Schiller und Jean Paul ist sie gestorben, ohne das Land ihrer Sehnsucht zu sehen.

Ungleich erquicklicher als die Reisen ins Ausland, wenn auch vielleicht weniger ruhmbringend im gewöhn-

lichen Sinne des Worts, war Wilhelminens künstlerische Wirksamkeit in Dresden, wohin sie immer wieder zurückkehrte, sowie ihr Gastspiel in den bedeutendsten Städten Deutschlands. Bald sehen wir sie in Berlin, bald in Hamburg, dann wieder in Leipzig, in Wien, in München, in Hannover. Von Braunschweig geht sie nach Breslau, von Breslau nach Nürnberg.

Im Frühjahr 1835 faßte sie zum ersten Male den Plan, nach Italien zu gehen, nahm auf 5/4 Jahr Urlaub, änderte aber plötzlich ihren Entschluß und blieb längere Zeit in Baiern und Oestreich, besonders in Wien, wo sie mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Auch nach Pesth und Prag wurde sie gerufen und als sie im September 1836 nach Dresden zurückkam, durfte sie sich sagen, daß ihr Tausende die höchsten Kunstgenüsse verdankten, daß ihr Name von der Nordsee bis zu den Alpen, vom Rhein bis zur Oder mit Begeisterung genannt wurde.

An den Huldigungen, die man ihr darbrachte, hatte die Künstlerin eine herzliche Freude und sie gab dieselbe in so liebenswürdiger Weise zu erkennen, daß sich fast überall zwischen ihr und dem Publikum eine Art von Freundschaftsverhältniß bildete. Dabei kam es oft zu den drolligsten Scenen und noch in letzter

Zeit erzählte die Künstlerin mit vielem Humor von derartigen Auftritten.

So z. B. von einem Abende in Königsberg, wo sie gleich nach ihrer Verheirathung gastirte. Sie gab die Frau von Schlingen in den „Wienern in Berlin" und sang ein eingelegtes Liedchen in Wiener Mundart, eine Klage des Heimwehs, die alle Zuhörer tief ergriff. Als der letzte Ton verklang, saß die Menge in athemlosem Schweigen, aber plötzlich erhob sich im Sperrsitz ein alter Herr und bat mit flehend erhobnen Händen, Madame Devrient möge ihm den einzigen Wunsch gewähren, ihm eine Abschrift dieses Liedchens zu geben, worauf sich von allen Seiten dasselbe Verlangen in lauten Ausrufungen aussprach. Die Sängerin stutzte — aber nur einen Augenblick; dann trat sie lächelnd an die Lampen und erwiederte, es thäte ihr leid, daß sie diesen Wunsch nicht erfüllen dürfe, sie hätte dem Dichter versprochen, keine Abschrift des Gedichtes zu geben. „Aber Sie werden das Liedchen wohl öfter von mir hören", fuhr sie fort, „und wenn Sie es dann nachschreiben wollen . . ." Da capo! Da capo! fiel die Menge jubelnd ein; die Herren griffen zu Bleistift und Brieftasche — Wilhelmine sang und am folgenden Morgen coursirte das Liedchen in der ganzen Stadt.

Zu diesen heitern Erinnerungen gehörte auch eine poetische Epistel, die der Künstlerin während eines

Gastspiels in Leipzig von zwei Studenten zugeschickt wurde. Die beiden jungen Musensöhne schildern darin aufs Beweglichste ihre Sehnsucht, Frau Schröder-Devrient als Fidelio zu sehen und schließen mit den Worten:

„Da Du, der Töne Zauberkönigin,
Erst heut' in unsre Stadt gezogen,
Und das Semester nun zum Ende hin,
Wo Vaters Wechsel längst verflogen,
So bitten wir — zwei Musensöhne —
Vasallen auch im Reich der Töne,
Uns heute einmal zu beglücken
Und zwei Parterre-Billets zu schicken.
Es bleibt Dir unser heißer Dank
Nicht heute nur, nein lebenslang!"

Daß die Bitte erfüllt wurde, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Unter den zahlreichen sichtbaren Liebesbeweisen, die Wilhelmine von spätern Kunstreisen mit heim nahm, war ihr ein grüner Lorbeerkranz besonders lieb, den ihr die Studenten in Breslau nach einer Serenade überreichten. „Ich war so ergriffen, als ich ihn erhielt", erzählt sie, „daß ich nicht im Stande war, auch nur ein Wort des Dankes zu sagen. Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Es lag etwas Entzückendes in dem Bewußtsein, alle diese jungen Herzen begeistert zu haben. Ich empfand wieder einmal ganz das Glück des Künstlers."

Ihr Liebling unter den poetischen Gaben war ein Gedicht von Heinrich Laube. Sie hatte dasselbe nach einem Gastspiele in Leipzig empfangen, wo sie als Fidelio, Romeo und Desdemona aufgetreten war. Es schließt mit den Versen:

„William Shakespear war ihr Vater,
William Shakespear sandte sie —
Auf den Lippen, auf den Wimpern
Trug sie seine Poesie.

Als sie ging, war Alles stille,
Jedes Herz sprach leis Ade!
Poesie ist stetes Scheiden,
Wie ihr Glück, ist groß ihr Weh.

Und sie ging. — Die Menschen aber
Schlossen's in ihr Herz hinein:
Ist der Himmel noch so ferne,
Schickt er doch die Boten sein.

Dieses Weib, des Dichters Tochter,
Sang uns ihre Seel' ins Herz.
Geht sie auch — es bleibt uns ewig
Ihres Tones Himmelsschmerz."

Auch einige Strophen von der Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche der Künstlerin sehr werth waren, mögen hier Platz finden.

„An Wilhelmine Schröder-Devrient, 1835.

Der Zauberinnen Töne,
Die im Thessalier Land
Durch ihre Götterschöne
Den Mond herabgebannt;

Des Orpheus süße Klänge,
Die selbst den rauhen Stein
Durch seine Wundersänge
Gefügt in Glied und Reih'n; —

Sie sind uns längst verhallet,
Die Götter und die Fee'n;
Doch Dein Gesang erschallet,
Und Fabeln neu erstehn!

Verkörpert schaun wir wieder
Was Griechenland gekannt;
Du bist der Geist der Lieder
In sterblichem Gewand!

Die hohen Götter haben
Nicht irdischem Bemüh'n,
Nur solchen Wundergaben
Unsterblichkeit verliehn."

III.

Wie jede ächte Künstlernatur wurde auch Wilhelmine Schröder-Devrient durch jeden Triumph, den sie feierte, zum Weiterstreben getrieben. Mit Entrüstung hörte sie die weitverbreitete Ansicht aussprechen, daß Talent und Genie nicht zu arbeiten brauchen.

„Es ist ja doch nur ein ewiges Suchen in der Kunst", sagte sie oft, „und der Künstler ist verloren, ist todt für seinen Beruf, sobald er sich dem Wahne hingiebt, am Ziel zu sein. Bequem ist es freilich, mit dem Costüm die ganze Aufgabe abzustreifen und ruhen zu lassen, bis man sie nach Anordnung des Repertoirs wieder aufnehmen muß: — ich habe das nie gekonnt. Wie oft, wenn mir das Publikum seinen Beifall zugejauchzt und mich mit Blumen überschüttet hatte, bin ich beschämt in mein Kämmerlein gegangen und habe mich gefragt: Wilhelmine, was hast du nun wieder gemacht? und dann hat es mir keine

Ruhe gelassen; ich habe tagelang, nächtelang darüber nachgedacht, bis ich das Bessere gefunden hatte."

In ihren musikalischen Studien war Wilhelmine sehr gewissenhaft. Jeden Morgen sang sie Tonleitern und einige der Bordogni'schen Solfeggien. Sie war längst eine Künstlerin von europäischem Rufe, als sie noch immer Musikstunden nahm, und so lange der berühmte Gesanglehrer Miekſch — ein Schüler Bernacchis — in Dresden lebte, kehrte sie nach jeder Kunstreise unter sein despotisches Scepter zurück.

Bis in die geringsten Einzelnheiten suchte sie sich ihre dramatische Aufgabe klar zu machen. Sie studirte nicht allein den Charakter der Musik, es genügte ihr nicht, die Handlung des Stückes, die Gestalten der Mitspielenden und vor Allem das Wesen, das sie selber darstellen sollte, bis in die leiseste Nüance jeder Stimmung zu kennen, auch das äußere Beiwerk war ihr wichtig. Sie lernte fechten, um den Romeo geben zu können; sie forschte nach den Sitten des Landes und der Zeit, worin sich die Handlung jedes Stückes bewegte, nach den geselligen Formen der verschiednen Stände, nach den häuslichen Gebräuchen.

So ist aus dem Jahre 1829 eine Correspondenz mit dem Hofrath Böttiger erhalten, bei dem sie sich während des Einstudirens der Iphigenia nach den Opfergebräuchen der Griechen erkundigt. Sie läßt sich die Form der Schale angeben, aus welcher sie

das Todtenopfer in die Flammen gießen muß. Sie fragt, ob es Wein ist, der dargebracht wird, und erhält die Antwort, daß es Milch, Wasser oder Honigtrank sein muß. Sie verlangt zu wissen, ob die Priesterinnen Blumen oder Cypressenzweige am Altare niederlegen; endlich läßt sie sich das Bild schicken, nach welchem sich die berühmte Schauspielerin Wolf costumirt hatte, als sie acht Jahre früher Goethes Iphigenie gab.

Was Wilhelmine später durch das Studium der Antike erreicht hat, wird Jedem unvergeßlich sein, der sie als Norma, Vestalin, Alceste, Iphigenia, Klytämnestra u. s. w. bewundern durfte. Ueberhaupt verwendete sie auf ihr Kostüm eine ganz besondre Sorgfalt, so daß es immer aufs Genauste dem Geiste ihrer Rolle angepaßt war. Dabei wurde sie von dem richtigsten Instinct, dem feinsten Geschmack geleitet. Eine reich gekleidete, mit Schmuck beladne Agathe, eine Emmeline in Florschürze und seidnem Mieder, eine Norma oder Armide mit geschnürter Taille war ihr ein Greuel. Gegen die Ristori, die sie nie gesehen hatte, war sie eingenommen, weil diese Künstlerin auf einem ihrer Bilder den antiken Gürtel mit der Spitze nach unten trägt. Es war Wilhelminen unbegreiflich, wie eine „geschcidte" Frau solchen Verstoß begehen könnte. Sie wußte freilich ebenso genau um den Hochzeitsschmuck einer altdeutschen Bürgerstochter

Bescheid, wie um das Priestergewand einer Vestalin, und um die Tracht des Schweizermädchens, wie um den malerischen Anzug einer Jüdin aus dem zwölften Jahrhundert.

Wenn sie die Agathe gab, trug sie im ersten Akt ein schmuckloses, häusliches Kleid, wie sich's für eine Försterstochter paßt. Um die Stirn hatte sie als Verband ein weißes Tuch gelegt, um den Zuschauer an die Verwundung durch das herabstürzende Bild zu erinnern, von der wir heut zu Tage bei der undeutlichen Aussprache der meisten Sängerinnen kaum etwas erfahren. Erst zu Ende des Duetts mit Aennchen nahm sie das Tuch wieder ab. Im zweiten Akt ließ sie das blonde Haar in langen Locken auf die Schulter fallen — ein Schmuck, der in alten Zeiten Vorrecht der Bräute war —; ihr Kleid war von schlichtem weißem Stoff und altväterischem Schnitt, an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnernd, und die grüne Schärpe, die sie leicht um die Taille geschlungen hatte, bezeichnete ebenso graziös wie zeitgemäß die deutsche Jägerbraut.

Als Emmeline erschien sie in einem Rock von grobem Wollenzeug, in einfachem rothem Mieder mit Hemdärmeln von Leinwand. Dazu trug sie eine weite Schürze, bunte Strümpfe, die vom Knie bis zum Knöchel reichten, so daß sie barfuß in ihren Lederschuhen stand, und das blonde Haar fiel in langen

Zöpfen über den Rücken hinunter. Aber auch in dieser schmucklosen Tracht war sie von hinreißender Schönheit. Wenn sie im dritten Akt am Fenster der Hütte erschien, die Hände gefaltet, die Augen in träumerischer Freude zum Himmel erhoben, sprach sich die Bewunderung des Publikums oft so stürmisch aus, daß sie eine ganze Weile wie im stummen Gebet dastehen mußte, ehe sie das Terzett:

„Ach wie herrlich ist der Morgen;
Es entschwinden alle Sorgen"

beginnen konnte.

Ueber den Romeo sagt sie in einem Briefe an Emmy la Grua, die sich, wie viele Andre, Rath und Belehrung suchend an sie gewendet hatte: „Die größte Schwierigkeit für die Darstellung dieser Rolle liegt darin, daß sie für eine Frau geschrieben wurde. Die Künstlerin hat daher die ungeheure Aufgabe, ihr Geschlecht vergessen zu machen und in Haltung, Bewegung, Stellung einen feurigen, von der ersten Liebesglut durchdrungnen Jüngling darzustellen. Nichts darf ihr Geschlecht verrathen, soll die ganze Situation nicht lächerlich werden. Sie muß gehen, stehen, hinknien wie ein Mann; sie muß den Degen ziehen und sich zum Kampfe anstellen wie ein geübter Fechter, und vor allen Dingen muß alles Weibische aus ihrem Kostüm verbannt sein. Keine zierlichen Locken, kein eingezwängter Fuß, keine schöne Taille; das Hutauf-

setzen und Abnehmen, das Handschuh-Aus- und Anziehen ist nicht minder wichtig."

Wilhelmine Schröder-Devrient wußte alle diese Einzelnheiten zum lebendigsten Ganzen zu verbinden. Vom ersten Auftritt an, wo Romeo mit festem Schritt und trotzig erhobnem Kopfe an der Spitze seiner Krieger erscheint, um den Capuletti Frieden zu bieten, bis zum letzten Aufschrei im Todeskampfe, dem letzten Zusammensinken an Giuliettas Sarge war sie in jedem Blicke, in jedem Zucken der Lippe, in jeder Handbewegung der stolze Patriciersohn, der liebeglühende junge Held, den sie — Shakespeare nachdichtend — in die Bellinische Oper übertrug.

In dieser dichterischen Kraft, die ihr in einem Maße verliehen war, wie wenig andern Bühnenkünstlerinnen, lag das Geheimniß ihrer Größe. Im Fidelio, in Donna Anna, in Glucks und Webers Opern, in allen Rollen, in die sie sich mit Bewunderung und Liebe versenkte, befähigte sie diese Kraft, sich jeder Intention des Meisters anzuschmiegen und Alles, was er gedacht, gefühlt, vielleicht nur geahnt hatte, so lebendig zu gestalten, daß die Darstellung das vollendetste Weiterschaffen im Sinne und im Geiste des Dichters, des Componisten war. Wurde ihr aber eine jener gehaltlosen Aufgaben zu Theil, wie sie in hundert alten und neuen Opern zu finden sind, so waren Worte und Handlung nur noch der Rahmen,

in dem sich ihre Dichtung bewegte, und die Musik war nur das Idiom, in welchem sie ihre Freuden und Schmerzen, ihre Sehnsucht oder Leidenschaft aussprach. Darum erschien selbst Bellinis Musik gewaltig, wenn sie den Romeo sang.

Sie hat uns oft erzählt, wie ihr der Romeo — später eine ihrer Lieblingsrollen — „offenbart" wurde. Die „Capuletti und Montecchi" wurden in Dresden zuerst von der italienischen Operngesellschaft gegeben; Signora Schiasetti sang den Romeo. Von einer längern Urlaubsreise zurückkommend, hatte Wilhelmine die Oper einige Mal gesehen, hatte aber — so wenig wie das übrige Publikum — weder dem ungeschickten Texte noch der seichten Musik Geschmack abgewinnen können. Plötzlich wurde ihr die Partie des Romeo mit dem Bemerken zugeschickt, daß sie dieselbe in acht Tagen für die erkrankte Signora Schiasetti singen müßte. Wilhelmine erschrak vor dieser Aufgabe. Es schien ihr fast unmöglich, die große Rolle in so kurzer Zeit, noch dazu in fremder Sprache einzustudiren. Dennoch ging sie fleißig ans Werk und es gelang ihr, sich die Musik in der gegebenen Frist zu eigen zu machen. Aber die Gestalt, die sie darstellen sollte, war ihr fremd geblieben, sie konnte sich nicht dafür erwärmen, fühlte sich unsicher und war überzeugt, daß sie in dieser Stimmung wenig zu leisten vermöchte.

„Die Befangenheit verschwand zwar, sobald ich ins Kostüm kam", sagte sie, „aber statt dessen kam eine Art von Taumel über mich. Als der Vorhang zum letzten Male fiel, wußte ich nicht, was und wie ich gesungen und gespielt hatte. Das Publikum überschüttete mich mit Beifall, ich wußte nicht warum. Ich war wie im Traume. Statt wie sonst die Kleider zu wechseln, ließ ich mir nur den Mantel geben, fuhr nach Hause, warf mich — noch immer im Kostüm Romeos — auf das Sopha und blieb dort, die Hände unter den Kopf gelegt, mit weit offnen Augen zur Decke starrend, bis fünf Uhr Morgens liegen."

In diesen Stunden zog die Oper Scene auf Scene an der Künstlerin vorüber. Sie sah Romeo, ihren Romeo, wie er an diesem Abende das Publikum entzückt hatte.

„Als ich im Morgengrauen, von meinem Lager aufstand," erzählte Wilhelmine, „war mir die Rolle, wenn ich so sagen darf, in Blut und Leben übergegangen und ich habe sie seitdem mit Begeisterung gesungen." —

Fast immer war die Künstlerin während des Spiels so von ihrer Aufgabe durchdrungen, daß ihre ganze Umgebung dadurch gleichsam belebt und vergeistigt wurde. Charakteristisch sind die Antworten, die Jenny Lind, Henriette Sontag und Wilhelmine Schröder-Devrient gaben, als sie gefragt wurden,

wie sie bei ihren Darstellungen die Dekorationen betrachteten. Jenny Lind sagte: „Für mich existiren keine Dekorationen, ich weiß gar nicht, wozu sie da sind. Ich trete hinaus und weiß nicht anders, als daß ich singe, singen muß.“ — Henriette Sontag erwiederte: „Ich sehe bei meinem Wirken die Dekorationen stets als das an, was sie sind, aber ich bin bemüht, so gescheidt und so eifrig, als es mir möglich ist, sie zu meinen künstlerischen Zwecken zu benutzen. Ich denke und empfinde mich so lange hinein, bis sie mich mit inspiriren können, doch nie so, daß ich mir dessen nicht mehr bewußt wäre.“ — Wilhelmine Schröder-Devrient antwortete: „Das Alles ist mir freilich nur Kram und Plunder, aber das Zeug muß zu dem werden, was ich will. Es muß vergeistigt werden, bis es mir wirklich lebt, zu Gestalten wird. Im nächsten Augenblicke ist's mir zwar wieder der nackte Plunder, aber im Momente haben mir doch wirklich die Bäume gerauscht, die Blumen geduftet, die Cascaden geschäumt, die Gestirne geleuchtet, die Gewitter geflammt und gedonnert. Wem das nicht geschehen kann, der kann selbst nicht flammen und donnern.“

Ging ihr durch zu häufige Wiederholung einer Oper die Illusion verloren, so mußte sie selbst ihre Lieblingsrollen eine Weile ruhen lassen. Wie französische Schauspieler hundert Mal hintereinander die-

selbe Rolle, ganz in derselben Weise und mit demselben Erfolge geben können, war ihr ein Räthsel. Als sie in London acht Mal hintereinander im Fidelio aufgetreten war, konnte sie ihn eine Weile nicht mehr singen und daß ihr auch zu anderen Zeiten ihre Aufgabe oft schwer geworden ist, spricht sich in ihren Tagebüchern aus. Einmal schreibt sie nach dem Fidelio:

„Das Räderwerk meiner Gefühle wollte heut nicht gehörig in Schwung gekommen; es hackte und knarrte recht störend in Beethovens himmlische Harmonien! Unser abscheulicher, zugiger Mußentempel*) — den ein höllisches Feuer verzehren möge — machte meinen ganzen Körper in bitterem Frost erbeben und die physische Kälte ging über auf meine Seele, die heute wie ein wahrer Eiszapfen war, von dem die göttlichen Töne des Meisters nur einzelne kaum erwärmte Tropfen loslösen konnten. Nicht immer schwingt sich die Begeisterung zur rechten Höhe. Die moralische Kraft fehlte mir heute und an den alten Seelen, die unser Publikum bilden, kann man sich auch nicht erwärmen; da gibt es keinen Funken trotz allem Daraufschlagen! Lederne Seelen!!“

Eine Lieblingsgeschichte der Künstlerin war, wie sie sich von der Aufgabe befreit hatte, in Halevys „Guido und Ginevra“ zu singen. Sie hatte schon manchen häßlichen, unsinnigen Operntext, manche

*) Das alte Theater in Dresden.

langweilige Komposition überwunden, aber diese Ginevra ging über ihre Kräfte. Nachdem sie sich vergebens in Bitten und Vorstellungen erschöpft hatte, um die Aufführung der Oper zu verhindern, beschloß sie, das häßliche Stück „todt zu spielen".

Im ersten Akte trifft Ginevra von Medicis Tochter des Herzogs Cosmo, ihren Geliebten, den Bildhauer Guido bei einem ländlichen Feste. Die Sängerin Ricciarda, die den jungen Künstler ebenfalls liebt, wird eifersüchtig und fordert im zweiten Akte den Anführer der Landsknechte, Fortebraccio, auf, die Prinzessin zu ermorden. Er singt zwar erst:

„Sagt, wie kann man denn an Schätzen
Fröhlich sich ergötzen,
Wenn man hoch, ohne Gnade,
An dem Galgen schwebt?
Nein, ich will ganz bescheiden
Lieber Armuth leiden,
Und will huld'gen der Tugend,
Die mich stets belebt."

Gleich darauf läßt er sich aber durch einen Schmuck bestimmen, die Unthat zu vollführen. Er bringt der Prinzessin einen vergifteten Schleier, den sie auf der Stelle um ihr Haupt schlingt und der sogleich — während sie einem ländlichen Tanze zuschaut — seine Schuldigkeit thut. Mit dem Ausrufe:

„Ha wehe! welche Qual!
Ein ungeheurer Schmerz, er tobt in mir —
O, sterben! — ha, hinweg mit dem Schleier!"

fährt Ginevra empor. Fortebraccio erzählt dem erschrocknen Herzoge, daß ein Schiff vom schwarzen Meere den Schleier soeben von Livorno gebracht hat. Der Haushofmeister fügt hinzu:

„Schon hat viel Opfer sich grausam die Pest gesucht,
Und wer noch lebt, entweicht in wilder Flucht"

worauf denn auch sämmtliches Hofpersonal und alle Landleute, die noch eben so fröhlich tanzten, das Weite suchen, indeß die arme Ginevra an den Folgen des Giftes verscheidet.

„Da starb ich denn wirklich einmal wie eine Vergiftete," sagte Wilhelmine; „ich machte die Sache mit Zuckungen und Grausen so überzeugend, daß nach Schluß des Aktes der Intendant mit dem Arzt herbeigestürzt kam und angstvoll fragte: „Um des Himmels willen, was ist Ihnen — sind Sie krank? Das war ja fürchterlich!" — „Nein," gab ich ruhig zur Antwort, „krank bin ich nicht, ich sterbe nur an Gift, das ist nicht meine Schuld."

Im dritten Akte wird Ginevra beigesetzt in einer finstern Gruft, deren Zugang eine Steinplatte verschließt. Aber das Gift ist nicht zureichend gewesen — sie erwacht, erinnert sich der Trauergesänge, die sie wie im Halbschlaf gehört hat und bald wird ihr klar, daß sie „lebendig hier im öden Grabe" dem gräßlichsten Tode entgegengeht. Eine Scene haarsträubender Verzweiflung beginnt.

„Mit den Worten:

O Qual sonder Gleichen,
Mitten unter Leichen,
Hier im ew'gen Schweigen
Begraben zu sein!

begann ich wie rasend in Entsetzen und Todesangst umherzujammern", erzählte die Künstlerin. „Ich kratzte mit den Händen an der Wand, zerraufte mein Haar, zerschlug mir die Brust. Es war so entsetzlich, daß der Hof mitten im Akte aufbrach und das Publikum in die äußerste Bestürzung gerieth. Der Intendant bat und flehte — ich blieb unerschütterlich. „Warum gebt ihr mir solche Dinge zu singen; es ist Eure Schuld," sagte ich. „Nun habt Ihr was Ihr verdient, da Ihr eine Künstlerin zwingt das Häßliche darzustellen." — Die Rolle der Ginevra mußte einer andern Sängerin übertragen werden und bald darauf wurde die Oper ganz vom Repertoir gestrichen.

Daß Wilhelmine Schröder-Devrient auch Rollen, die ihr nicht zusagten, zur Geltung bringen konnte, hat sie oft bewiesen, auch noch in ihrer letzten künstlerischen Schöpfung: der Venus in Richard Wagners Tannhäuser. Mit Widerstreben, nur aus Gefälligkeit für den Komponisten, den sie schätzte, obgleich sie keine Anhängerin der „Zukunftsmusik" war, übernahm sie die Partie, die für eine vierzigjährige Frau nicht paßte. „Ich weiß nichts aus der Rolle

zu machen", sagte sie; und doch ist sie bis jetzt die einzige Sängerin gewesen, welche die zauberreiche Frau Venus der Sage darzustellen vermochte.

Sehr empfindlich war die Künstlerin gegen die Verstöße und Unachtsamkeiten, durch welche der Schauspieler so oft die Illusionen des Publikums zerstört. Es empörte sie, wenn Rebekka den Schmuck, durch den sie ihre Rettung zu erkaufen versucht und von dem sie noch eben gesagt hat: „er ist von hohem Werthe", zu Boden fallen läßt, sobald sie seiner nicht mehr bedarf, oder wenn Agathe das Taschentuch, das sie als „Flagge der Liebe" dem Geliebten entgegen wehen läßt, in die Coulissen wirft, wenn die Arie zu Ende ist. „Es fehlt diesen Leuten an Respekt vor ihrer Kunst", sagte sie, „sonst könnten sie sich nicht in dieser Weise gegen sie versündigen."

Ich glaube Wilhelminens Stellung in der Künstlerwelt und dem Publikum gegenüber am besten zu charakterisiren, indem ich hier einige Besprechungen aus verschiedenen Jahren und Orten zusammenstelle. Natürlich kann ich aus dem überreichen Material nur das Prägnanteste auswählen.

Berlin, im März 1831.

„So wenig Raum wir jetzt dem Interesse des Theaters widmen können, würden wir es doch für

unrecht halten, die Darstellung der Vestalin am Mittwoch ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Die treffliche Gastdarstellerin Frau Schröder-Devrient, die wir leider bald entbehren werden, hatte die Rolle der Julia wiederum in einem solchen künstlerischen Zusammenhange aufgefaßt, den Charakter plastisch und lyrisch so überaus schön ins Leben gerufen, daß wir diese Leistung unbedingt mit unter die höchsten zählen, die uns im Gebiet theatralischer Kunst bekannt geworden sind. Die Leidenschaft der Liebe in ihrer anfänglichen Verhüllung und Bekämpfung, dann in dem unwiderstehlichen Ausbrechen, zuletzt in der Steigerung bis zum Triumph des bewußten Rechts, wurde uns von der Künstlerin in einer Reihe von lebendigen, im tiefsten Zusammenhange stehenden Bildern vorgeführt, die so mit unmittelbarer Kraft jedes für sich ergriffen, daß es schwer sein möchte zu bestimmen, wo die höchste Höhe der Kunst, ja selbst wo die höchste der Wirkung eingetreten sei. Zu den ergreifendsten Momenten gehört das Spiel am Schluß des ersten Aktes, wo Licinus der Priesterin zuerst den verwegnen Plan seines frevelhaften Einbruchs in den Tempel verkündet. Jede Miene drückte den furchtbaren Kampf zwischen der mächtigen Stimme der Liebe und dem Frevel der Verletzung des Heiligen, ja selbst dem fernen Erbeben vor der grausamen Nemesis, die diesem Frevel folgen werde, aus. Der zweite Akt war reich an jenen großen Momenten der Selbsterhebung, des Sieges über Leben und Geschick. Die Künstlerin zeigte bisweilen eine wahrhaft römische Würde, ohne jemals die weibliche zu verletzen. Die

wärmste Glut der Darstellung beseelte das Terzett, wo die Angst um den Geliebten den Muth der Liebenden bricht und sie ihn mit flehender Bitte zur Flucht antreibt. Späterhin fällt das Interesse des Werkes und mit ihm auch das der Darstellung. Vermöchte es aber der Hörer oder Zuschauer, sich selbst der Leidenschaftlichkeit ganz zu entreißen und nur das Schöne in seiner reinsten Auffassung zu betrachten, so wäre es die Frage, ob die rührenden Momente des Abschieds, der Entsagung, nicht noch größer wären als die, wo die Leidenschaft in stürmischen Wogen brandet . . .“ L. Rellstab.

Leipzig, im Decbr. 1832.

„. . . Mad. Schröder-Devrient herrscht mit Würde im Reich der Töne, ihre Gesangsverzierungen sind einfach-schön, das Portamento, wo sie den Ton etwas früher auf den folgenden hinüberzieht, wendet sie geschmackvoll und nur selten an, weil sie bedenkt, daß alles was sich zu oft wiederholt, zuletzt keine Wirkung mehr thun kann. Beim messa di voce weiß sie die Töne sanft an einander zu schließen und den zweiten Ton etwas später gleichsam aus dem ersten herauszuziehen. Durch Vor- und Nachschläge giebt sie ihrem Vortrage Wohllaut und Mannigfaltigkeit und wendet sie nur dann an, wenn ohne dieselben etwas Monotones in der Melodie und Bewegung entstehen würde. Wie schön versteht sie durch crescendo und decrescendo zu nuanciren, wie schön die Noten nach dem herrschenden Charakter abzustoßen und zu binden! ihre musikalischen Gegensätze muß man bewundern; wenn

nämlich ein Gedanke forte dagewesen ist und sie läßt einen andern sotto voce hören, dann überzeugt man sich, daß sie die Grade und Abstufungen der Töne studirt hat. Schön ist es, eine solche Sängerin zu hören, welche die Schwierigkeiten der Kunst so glücklich beseitigt hat. Wie die Sonne steigt ihr Gesang in der Seele empor und entzündet Wonne in der Seele der Zuhörer. Aber auch bildend ist für den Musikfreund eine solche Künstlerin, denn wenn man auf den Grad, die Dauer und Bewegung ihrer Töne achtet, womit sie jede Empfindung und Leidenschaft ausdrückt, so lernt man immer mehr fühlen, wie stark der jedesmalige Accent, wie Tonlänge und Tonbewegung für die auszudrückende Empfindung sein muß. Es giebt hier mehrere, welche die Kunst zu beurtheilen wissen, denn durch das Hören der ausgezeichnetsten Künstler ist das Gefühl veredelt, der Geschmack gebildet und das Urtheil gereift, aber gewiß ist jeder durch die dramatisch-musikalischen Leistungen der Mad. Schröder-Devrient im hohen Grade befriedigt worden." M. Pohle. (Leipziger Tageblatt.)

„Leipzig, im März 1834 (nach den Darstellungen der Desdemona, des Romeo und des Fidelio).

„... Wie einst in der griechischen Plastik alles Einzelne nur der einen Idee diente, die der Künstler durch sein Werk veranschaulichen und verkörpern wollte, wie alle Theile desselben in gleicher Harmonie zugleich dem Gesetz der Kunst und der innern Nothwendigkeit jener Idee untergeordnet waren, so stehen auch die einzelnen Theile der Darstellungen der Mad. Schrö-

der-Devrient im Verhältnisse zu der innern Nothwendigkeit des Darzustellenden auch äußerlich in reinster schönster Harmonie zu einander; Alles ist inneres Leben, nicht bloß leere und todte Form. Jede Bewegung, ohne einseitig und etwa nach der Laune der Effecthascherei berechnet zu sein, ist eben so wahr nach innern Gesetzen, als schön nach den Forderungen der Kunst. Alles an ihr ist wahre Pantomime und wie bei ihr von beredter Mimik der Augen und des Gesichts, so muß auch von ihrer ausdrucksvollen Mimik der Arme, Hände und selbst — der Füße die Rede sein. Und trotz dieses aus dem Innern ihrer mit schöpferischer Genialität bildenden Begeisterung in die Darstellung selbst ausströmenden, sie nach außen belebenden und nach allen Seiten durchdringenden Lebens liegt gleichwohl auf dem ganzen Kunstgebilde eine heilige, dem ästhetischen Sinne und dem Gefühle, selbst da wo ihre Darstellungen tiefergreifend und schmerzerregend sind, wohlthuende Ruhe, die, als der Charakter wahrer Kunst, auch nur das Erzeugniß innerer Begeisterung für die Kunst und deren Gegenstand sein kann ...." (Der Komet.)

Leipzig, 1835.

„.... Die Erscheinung des wahren Künstlers ist in jeder seiner Rollen eine neue, aber in jedem neuen Gepräge eine durch und durch vollendete. Weibliche Anmuth und Zucht, geadelt durch priesterliche Würde, durch Heldensinn, drückt die Norma der Schröder-Devrient in jedem Schritt, in jeder Stellung, jeder Bewegung des Körpers aus; im

Fidelio sahen wir gleich beim ersten bescheidnen Auftreten die weibliche Sanftmuth, welcher nur die Liebe Kraft giebt, sowie das, nur dem Weibe eigne, ahnungsvolle Wesen; unverhüllt durch die Männerkleidung und in den Momenten höchster leidenschaftlicher Erregung tritt auch die Weiblichkeit in höchster Glorie heraus; das liebende Weib denkt erst an die eigne Aufopferung, ehe sie die männliche Waffe gegen den Feind ergreift; man sieht das Widerstreben der weiblichen Natur, ja ihr Erliegen in der übernatürlichen Anstrengung; man sieht, daß nur die Liebe der Taube den Muth des Löwen giebt. Wie durch und durch umgeschaffen tritt nun dieselbe Künstlerin in Romeo auf: an der Spitze seiner Krieger tritt ein jugendlich stolzer Held herein; festen kühnen Schrittes, stolzer Haltung, die Kraft des Jünglings in den straffen Gliedern ... Wer denkt daran, daß dieser Romeo ein Weib ist? — ein thatenkühner Jüngling ist er, der mit seinem Arme eine Welt zerschmettern will, dessen Adern überschwellen von Kraft, dem nichts so groß dünkt, daß er es nicht überwältigen könnte. Und so tritt er auch nun vor die Geliebte. Er bittet nicht, er macht nicht zärtliche Vorschläge, er sagt bestimmt: Julia wir fliehen! An der Züchtigkeit des Mädchens findet er Widerstand — wie drückt sich der edle Unwille in jeder Bewegung aus ... sein Stolz, seine Liebe ist gekränkt, er fühlt nur, wie er, der feurige Jüngling liebt, begreift nicht die Liebe der Jungfrau, welche in der Entsagung sich selbst aufzuopfern bereit ist. — Und dann am Sarge Julia's, wie ist die stolze Blume geknickt, welche so freudig dem Tage des

Ruhms und der Liebe entgegen blühte, die überschwengliche Kraft des Jünglings vernichtet; sie reicht nur noch hin, das Leben, welches er haßt, voll Verachtung zu opfern. Aber noch im Dahinsterben, im Wiederfinden der Geliebten, Wiederfinden im Tode, sahen wir das Bild des Heldenjünglings. — Ich vermag dieses Bild nicht zu schildern, — der größte Dichter hat es gedacht, die größte Künstlerin dargestellt, jeder Schauende mit unverlöschlichen Zügen in seine Seele es aufgenommen."

(Leipziger Tageblatt.)

München, im März 1836.

„... Mad Schröder-Devrient hat den opernhaften Romeo von sich gewiesen und einen neuen geschaffen, ausgestattet mit allem Zauber wahrer und ächter Poesie. In der That ist dieser Romeo rein ihr Werk und sie bedient sich nur der Töne Bellinis, denen sie ihre Seele einhaucht und ihr Gemüth leiht. Der aufbrausende, kühne, leichtsinnige und doch großartige Italiener steht vor uns in unzähligen originellen Zügen gezeichnet. Wir sehen keine Frau mehr, es ist ein begeisterter, liebeglühender Jüngling, der bald unwiderstehlich anzieht, durch Trotz bezaubert, in Eifersucht auflodernd durch Anmuth hinreißt, mit dem wir lächeln, klagen, weinen und der uns vor Schrecken erstarren macht, wenn Julia in der Gruft lebend vor ihm steht, ihn mitgehen heißt und er nun verzweifelnd ausruft: Ich muß hier bleiben! Legen wir an die Darstellung der Mad. Schröder-Devrient den kalten Maaßstab der Kritik, so sehen wir, wie fest Alles zusammenhängt und ineinander gefügt ist und wie der

Charakter Zug für Zug mit überraschender Klarheit sich entwickelt. Gleich Anfangs tritt Romeo vor die erbitterten Gegner hin, mit dem Oelzweig des Friedens; wie rührend ist dieses Flehen um Versöhnung, es liegt darin die ganze Vorahnung des tragischen Ausgangs. Mit Hohn zurückgewiesen, flammt in dem: „Nun, es sei!" Romeo's kühner Zorn auf — aber man empfindet, wie verhängnißvoll nun alles kommen muß. Romeo's Zusammenkunft mit Julia gehört gewiß zu dem Schönsten was wir jemals auf der Bühne sahen. Welche Glut, welche Hingebung, welche Begeisterung! So muß Romeo lieben, um nachher so sterben zu können. ... Hinreißend schön war Mad. Schröder-Devrient's Darstellung im Finale des zweiten Akts; diesem Feuer, dieser Kraft konnte nichts widerstehen. Wenn endlich im vierten Akt der Chor nach dem schläfrigen Andante abgezogen ist, hat Gottlob die Oper Abschied genommen, und nichts stört uns mehr. Wir haben auf der Bühne nichts Größeres noch Vollendeteres gesehen, als diese Darstellung von Romeo's Tod; hier waltet der Genius der Künstlerin frei und nichts hemmt seinen Flug. Die herzzerreißende Klage: „Hier steh ich einsam!", die erschütternde Wahrheit in der Bewegung, womit sie das Gift trinkt, der verklärte Blick, womit sie bei dem ersten Laut der erwachenden Julia aufsieht, als schwebe ein seliger Geist herab, das furchtbare Entsetzen bei Juliens Anblick, die gräßliche Verzweiflung in dem: „Du athmest Julia — weh mir!" und die unbeschreibliche Anmuth bei der entsetzlichen Wahrheit der Agonie: — vor solcher Kunst verstummt das Wort, aber wer es sah wird es nie vergessen! —

Der Enthusiasmus, mit dem diese Darstellung aufgenommen wurde, war außerordentlich. Madame Schröder-Devrient wurde bei ihrem Erscheinen jubelnd empfangen und sechsmal hervorgerufen."

(Baierische National-Zeitung.)

München im März 1836. (Nach der Norma.)

„.... Ich habe schönere Läufe, anmuthiger klingende Rouladen gehört, als die der Madame Schröder-Devrient, und dennoch nie eine Sängerin, die eine ähnliche Wirkung hervorbrächte, die ihr in der Gesammtheit zu vergleichen wäre. Selbst die Pasta in ihrer Blüte riß mich nicht so allmächtig hin, denn es gab immer noch Stellen, wo die Pasta — Pasta war; — die Schröder-Devrient war in jedem Augenblicke nur Norma. Für sie giebt es kein Parterre, keine Gallerie, keine Loge, für sie kein Orchester. Sie denkt sich selber nicht, sie scheint zu improvisiren, lebt nur in dem sie umgebenden Kreise der Begebenheit und wenn sie nicht singt, so spiegelt ihr Gesicht jede Note, jedes Wort, das an sie gerichtet ist, wieder; sie ist eine ebenso vollkommen tragische Darstellerin, als deklamatorische Sängerin und diese Doppelerscheinung so verschmolzen, daß sie ein untrennbares Ganzes bildet; daß man sich das Bestehen der Tragikerin ohne ihren Gesang, ihren Gesang ohne ihr Spiel nicht denken kann, ist das, was diese geniale Frau einzig auf ihrer Höhe erscheinen läßt, und was ihr überall, wo Sinn für wahre Größe ist, den entschiedensten Sieg sichert — wie sie ihn auch bei uns errang. (Baierische National-Zeitung.)

Breslau, im April 1836.

„Auf das Bereitwilligste will ich gern das Publikum von dem ungeheuren, in Breslau noch nie dagewesenen, selbst allen Succeß der Sontag weit übertreffenden Erfolg in Kenntniß setzen, den die erste Gastvorstellung der Schröder-Devrient errang.... Schon bei ihrem ersten Erscheinen mit rauschendem Applaus empfangen, steigerte sich dieser gleich in der ersten Scene bis zu solcher Höhe, daß Madame Schröder-Devrient, was in Breslau noch nie geschehen, nach Beendigung derselben, mitten im Akte stürmisch gerufen wurde. Der Herausruf wiederholte sich nach dem zweiten Akte mit obligatem da capo des, besonders für die hochverehrte Gastin äußerst schwierigen Finale's, welches sie aber mit der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit wirklich wiederholte. Neuer Hervorruf am Schluß der Vorstellung. Madame Schröder-Devrient erscheint unter einem Tusch des Orchesters, eine ebenfalls hier noch nicht erlebte Huldigung unserer Musiker, die alle mit dem ganzen Publikum sich zu ergriffen fühlten und nun ihre Anerkennung des eben vor ihnen abgerollten Kunstgebildes auf die überraschendste Weise ausströmen ließen. — Ein ganz neues Genre der Kunst hat sich vor den Augen und Ohren unseres staunenden Publikums entwickelt, dem bisher auch nicht die entfernteste Ahnung gezeigt, was eigentlich durch Spiel und wahrhaft dramatischen Gesang zu leisten sei. . . ."

(Schlesische Zeitung.)

Breslau, April 1836.

„Die erste Rolle worin wir Mad. Schröder-Devrient sahen, war Romeo in Bellini's „i Montecchi e i Capuleti". Schröder, Devrient, Romeo sind drei Namen, welche Großes in der Kunst bezeichnen. Die beiden ersten werden genannt werden, auch wenn einst unsere dramatische Kunst kaum mehr als eine historische Erinnerung sein sollte, und Shakespeare's unsterblicher Genius hat sich mit dem Schicksal der beiden Liebenden aus Verona zur wehmuthvollsten Elegie aller Zeiten vermählt. Der bloße Gedanke an dieses Namen-Trifolium erregt in uns die Forderung nach etwas Vollendetem, Erhabnem. Unser geehrter Gast erfüllte die kühnste Forderung.

... Wir wollen das, was sich als hohe Ausbildung leicht erkennen läßt, nicht erörtern, sondern versuchsweise die Sphäre andeuten, in welcher sich die Künstlerin bewegt. Es wird Niemand leugnen, daß es ein Etwas in der Kunst giebt, welches nach keiner Theorie gemessen, mit keinem Worte ausgesprochen werden kann. Während wir auf den Sprossen anerkannter Kunstregeln bis zu einer gewissen Höhe hinaufsteigen können, den Künstler in seinen Leistungen genauer zu prüfen, bricht, indem wir jenes Höchste erfassen wollen, diese Leiter unter uns zusammen. Wir fühlen die ganze Göttlichkeit der Kunst. Auf diesen Gipfel führt uns Madame Schröder-Devrient..."

„... Man pflegt wohl von manchen bedeutenden Sängerinnen zu sagen, daß sie in einzelnen Rollen diesen und jenen genialen Moment im Spiel oder im Gesang, oder in beiden zugleich haben; bei Frau

Schröder-Devrient handelt es sich niemals um einzelne Momente, sondern um die psychologische Wahrheit in der Durchführung unter Benutzung eines Schatzes von technischen Mitteln aller Art. Was Tonkunst, Mimik, Plastik irgend zur Erreichung jenes einen Zweckes darzubieten haben, dient ihr willig, denn reich von der Natur ausgestattet, haben die vielseitigsten Studien alle künstlerischen Kräfte harmonisch bei ihr ausgebildet . . ." (Schlesische Zeitung.)

(Nach dem Freischütz.
Agathe: Frau Schröder-Devrient.)

„. . . Wir haben in Berlin und Wien reizende Agathen gesehen, die Agathe — das Wort heißt die Gute — sahen wir erst gestern in Breslau. . ."
(Schlesische Zeitung.)

Breslau, im Mai 1836.

„. . . Hatte Mad. Schröder-Devrient als Romeo bewiesen, daß sie pathetische Momente mit hinreißender Energie darzustellen vermöge, so zeigte sie als Leonore, Julia (Vestalin) und Desdemona, besonders aber als Emmeline und Euryanthe, daß sie auch das Gemüth selbst, durch die glühenden Farben ihrer Töne im seelenvollsten Gemälde wieder zu geben verstehe. Die Leidenschaft ersetzt oft die Stelle des Genies; wer aber so kunstreich gegliederte, so harmonisch in sich selbst vollendete Gebilde aufzustellen vermag, kann den höchsten Ruhm, den der productiven Imagination, für sich in Anspruch nehmen. Und welche Meisterschöpfungen waren jene letztgenannten Rollen! Wie vernichtete sie in der Schweizerfamilie allen sentimentalen

Plunder, um ein Bild weit höherer Kunst zu produciren! wie verjüngte sie diese antiquirte Emmeline durch die Gluten ihrer Seele! wie schuf sie aus jener schmachtenden Schweizer-Zuckerbäckerin ein ächtes, naturgetreues Kind des Gebirges: Kostüm, Gang, Haltung, Geberde waren ganz dieser Auffassung angemessen. Die einfache, schlichte Bergbewohnerin verleugnete sich keinen Augenblick. Euryanthe dagegen zeigte uns Mad. Schröder-Devrient zum ersten Mal als vornehme Dame.... Die Künstlerin hob diese Rolle zu einer bisher nicht geahnten Höhe. Mit der würdigsten Repräsentation, mit wahrhaft edelem Anstande, der jedoch freier Natürlichkeit keinen Augenblick entbehrte, kleidete sie den Adel und die Reinheit der Gesinnung in das Lichtgewand der schönsten Weiblichkeit. Hatte sie jemals den Gesang productiv wirken lassen, so geschah es an jenem Abende mit so innerer Wahrheit der Darstellungskraft, nicht blos mit der Glut, sondern auch mit solcher Tiefe des Gefühls, mit so wunderbarer Einheit von Spiel und Gesang, daß sie das Ideal einer dramatischen Sängerin zur Erscheinung brachte. Hier sprach nicht mehr das Organ zum Organ, sondern die Seele zur Seele; nicht mehr der Ton — die Empfindung selbst floß mit unbeschreiblichem Zauber von ihrer Lippe. Was sie im dritten Akt, in jener Scene mit dem Könige bei der Stelle: „zu ihm, zu ihm, o weilet nicht" in Tönen ausdrückte, hat wohl kaum ein Mensch, bevor er es vernommen, für möglich gehalten. Diese glühende Sehnsucht, diese verzückte, halb wahnsinnige Lust, dieses stürmische Wogen verschiedener Gefühle, in fast übermenschlichen Klängen zu

einem harmonischen Ganzen verschmolzen —. Ich habe solche Momente in der Tragödie nur selten, in der Oper noch nie erlebt. Auch äußerte sich der Beifall auf eine bisher hier unerhörte Weise; man klatschte förmlich mit Innigkeit. — Was Madame Schröder-Devrient in plastischer und besonders in mimischer Kunst leistet, habe ich auf Leinwand, in Marmor und Gyps gesehen, aber noch nie in lebendiger Gestaltung. Ihre Seele bewegt sich immer zugleich mit dem Körper, sie spiegelt sich in jeder leisesten Regung auf ihrem Antlitz in wechselnder Flamme, die es wie eine Glorie verklärt. Ich mußte an den Ausspruch eines Engländers über Lord Byron denken: „Sein Gesicht gleicht einer Alabaster-Vase, die von innen erleuchtet am schönsten glänzt . . .“

(Schlesische Zeitung.)

Braunschweig (ohne Datum).

„. . . Nicht der Mensch der Gegenwart ist es, den Mad. Schröder-Devrient im Romeo darstellt; es ist jener urschöne, in voller Jugendkraft erblühte Mensch, wie ihn eine glückliche Vorzeit mit Liebe und Verehrung sein genannt hat, und wie sein geistiges Bild in den schriftlichen Denkmälern jener Zeit uns aufbewahrt wurde. So muß Romeo gelebt, geliebt haben und so gestorben sein; und wenn er noch nicht da war, so müßte er leben, lieben und sterben“ . . . .

„. . . . Für diesmal möge noch eine, überaus starke Seite der mit Begeisterung verehrten Künstlerin berührt werden: ihre Stellung, ihre Mitwirkung zu den Ensembles. Wenn es auf der einen Seite oft scheint, als ob sie allein ganze Scenen hält und trägt, so ist doch wieder in andern, die ihr eine unterge-

ordnete Stellung anweisen, kein ungebührliches Vordrängen, kein Streben, immer nur sich allein bemerkbar machen zu wollen, sichtbar. Mad. Schröder-Devrient steht mit ihrem darzustellenden Charakter immer im richtigsten Verhältnisse zu der Situation — sie ist immer mit ganzer Seele bei der Handlung; sie giebt nie zu viel, nie zu wenig ...."

Dresden, December 1836.

„... Daß die Schröder-Devrient zu Ostern nach London geht, scheint so ziemlich ausgemacht; und man ist so ruhig dabei, als ob eine Waffelkuchenbude geschlossen werden sollte. Es ist entsetzlich: Sie sang vor einigen Tagen wieder den Romeo; was sang? sie war Romeo, wie ihn Shakespeare und Bellini in den seligsten Stunden geträumt haben. Dresden besitzt dermalen die beiden größten Frauen der Gegenwart — die sixtinische Madonna und die Schröder-Devrient, — und da lamentirt's, daß Romeo und Desdemona jährlich 5000 Thaler bekommt. Die größte Frau auf dem Erdball 5000 Thaler. Was ist da zu lamentiren".... Da lamentirt's ferner, daß Europas erste Sängerin nicht alle Markttage auftritt, wie Staberle im Theater an der Wien. Die Aloe ist nur eine Pflanze und sie blüht alle hundert Jahre einmal. O Dresden: Runkelrübenactien und Steinkohlen-Associationen!"

(Constitutionelle Staatsbürger-Zeitung.)

Leipzig, 1838 (nach den Hugenotten).

„.... Was aber die Darstellung der größten deutschen dramatischen Künstlerin — nicht bloß

Sängerin — Madame Schröder-Devrient, anbetrifft, so war die wohl über Lob und Tadel erhaben; sie steht einzig und unerreicht da, und wir haben deshalb wohl nichts mehr hinzuzufügen, als folgendes Gedicht, das am Schluß ihrer diesmaligen Gastrollen in Leipzig sammt einem Regen von Lorbeer- und andern Kränzen ihr zu Füßen sank und, wie man sagt, den Schreiber dieser Zeilen zum Verfasser haben soll.

„Es schläft ein holdes Kind in stiller Wiege,
Ein Mädchen ist's, ein kräftig deutsches Kind;
Dem nah'n, daß es dem Jammer nicht erliege
Der schnöden Welt, drei Pathen leis und lind:
Unsterbliche vom Himmel sah ich steigen,
Und freundlich sich dem schönen Kinde neigen.

Der Eine — William Shakespear beugt sich nieder,
Und weiht die Stirn mit einem Geisterkuß;
Und Mozart küßt den Mund — da schwebt hernieder
Von Sternenhöh'n der Tonkunst Genius;
Und Raphael, der Grazie Herr und Meister
Weckt der bewegten Schönheit holde Geister.

So ist geschehn die heil'ge Geistertaufe,
Und vor uns steht ein zaubermächtig Weib!
Es jubelt ihr entgegen selbst der Haufe,
Der blöde, der nichts sucht als Zeitvertreib.
Doch still, wo sich die Götter selber zeigen,
Da mag solch arm' Gedicht, wie dieses — schweigen,"

(H. Truhn. Baltische Blätter.)

Breslauer Theater-Zeitung, Mai 1839.

„Die Schröder-Devrient kommt wiederum im Juli oder August!! Mit dem Namen ist's da genug! wohl dem, der's so weit gebracht hat!"

Berlin, 1842.

„.. Das ist ein Romeo! Ihr dramatischen Künstler, den seht Euch an, daß Ihr einmal begreifen lernt, zu was Euch der Schöpfer Arm und Bein, zwei Augen und einen Mund und was ein Mensch sonst noch hat, gegeben; denn Mad. Schröder-Devrient singt und spielt nicht nur den Romeo, nein, sie lebt ihn. Jeder Pulsschlag und jeder Laut ein Romeo!

„In Madame Schröder-Devrient ist Natur die Julia und die Kunst der Romeo. Jede Note ist ein Kuß, jede Bewegung eine Umarmung. Natur und Kunst durchschwärmen in ihr das Stelldichein auf dem Balkon. Mad. Schröder-Devrient spielt Shakespeare und singt Mozart. Das ist Romeo, ja, wie er geht und steht, wie er küßt und buhlt und wie er die Locken schüttelt, Romeo wie ein Gott und ein Mensch. Man sieht es ihm an, daß er nicht nur küssen und kosen kann, nein, daß er auch fechten und reiten kann, Quarten und Quinten, runde und lange Courbetten ... Romeo, der aufquellende Jüngling, wie war er so leicht und sinnig, und leichtsinnig dazu, wie war er so keck und glühend, so eitel und bequem, und wie ist er Mann geworden, da der Schmerz gekommen. Das ist die große Kunst der Schröder-Devrient, daß sie die kleine Natur zu motiviren und zu entwickeln weiß, daß nicht jeder Akt, sondern jedes Wort ein Fortschreiten und ein Steigern ist. Seine Wonnen machten Romeo zum Jüngling und er wäre in ihnen ewig ein Jüngling geblieben, seine Schmerzen machten ihn zum Mann. Wie er an Giuliettas Sarge singt: „Du kannst meinen Schmerz nicht

sehen", da ist er nicht mehr die frische leichte Jugend, da ist er die Mannheit, der das Herz auseinander springt, das war die höchste Steigerung und Mad. Schröder-Devrient singt da nicht mehr Worte, sondern Thränen; sie fallen naß und salzig in die Seele.

„Die Kritik kann hier nichts thun, als ihr langes Don Quixote-Schwert aus der Scheide ziehen und wie ein Leutnant auf der Thorwache schreien: „Achtung, präsentirt das Gewehr!" da bleiben die Leute stehen und gaffen und der Tambour schlägt die Trommel und Jemand sagt: da fährt eine Königin vom Reich der Kunst!

Feodor Wehl.

Berlin, 1842.

„... Wahrhaft zu bedauern ist es, daß wir Mad. Schröder-Devrient nur noch in drei Rollen: im Fidelio, im Wasserträger und als Norma sehen werden. Die Aufgabe der Norma ist wie für sie geschaffen und selbst die Pasta wird ihr als Vorgängerin zwar anspornend, aber nicht gefährlich sein."

L. Rellstab.

„.... Die Schröder-Devrient studirte die Senta in meinem „fliegenden Holländer" (1844) und gab diese Rolle mit so genial schöpferischer Vollendung, daß ihre Leistung allein diese Oper vor völligem Unverständnisse von Seiten des Publikums rettete und selbst zur lebhaftesten Begeisterung hinriß."

(Richard Wagner. — Vorrede zu den „drei Operndichtungen".)

Dresden, Donnerstag früh (1844. Nach der zweiten Aufführung der Armida).

„Ihnen, treffliche Künstlerin, einen Ausdruck des empfundensten Dankes für gestern Abend zu senden, kann ich nicht unterlassen, ehe ich an die täglichen Geschäfte gehe. Ja! diese Darstellung war um Vieles vollendeter als die erste! — Sie war außerordentlich. Frau von Lüttichau war entzückt gleich mir.

Carus.

Dresden, 1847. (Nach der ersten Aufführung von Glucks „Iphigenia in Aulis").

„... Zu den Meisterdarstellungen unserer Schröder-Devrient gehört denn nun auch diese Klytämnestra, welche besonders in dem großen Monologe des dritten Aktes durch die ergreifendste Darstellung einen solchen Triumph feierte, daß bei dem nicht endenden Beifall der Fortgang unterbrochen werden und die Künstlerin wieder auf der Bühne erscheinen mußte, wo sie den Wahnsinn der Mutterliebe in so herzzerreißender Weise dargestellt hatte."

Kopenhagen, 1847.

„Mad. Schröder-Devrient war bis dahin nur dem Namen nach bekannt. Kaum war ihre Ankunft bekannt geworden, als ihr von Seiten der Direction des k. dänischen Hoftheaters der Antrag gemacht wurde, Gastrollen unter sehr günstigen Bedingungen zu geben, und man schritt sofort zur mise en scène der Opern, welche die Künstlerin bezeichnete. Die königl. Oper zu Kopenhagen singt dänisch und studierte

der deutschen Künstlerin zu Liebe die Opern in deutscher Sprache ein. Am 12. October trat Frau von Döring-Schröder-Devrient zum ersten Male und zwar als Romeo auf. Der Enthusiasmus steigerte sich von Scene zu Scene und erreichte seinen Gipfel bei der Katastrophe am Schluß, wo das Spiel der genialen Künstlerin einen hier kaum je geahnten Beifallsjubel hervorrief."

„. . . Die Dänen können sich keiner Zeit erinnern, wo einem dramatischen Künstler ein ähnlicher Beifall zu Theil geworden wäre, wie jetzt der Schröder Devrient. In der Scene an Giulietta's Sarge riß sie Viele — selbst Männer zu Thränen hin. Auf den Wunsch des Königs wird die Künstlerin auch in den Hugenotten und als Norma auftreten. Nach einem glänzenden Hofconcerte wurde ihr vom König eigenhändig ein kostbarer Schmuck überreicht und schon nach der ersten Rolle das königl. Theater ganz kostenfrei für eine Benefiz-Vorstellung überlassen.

IV.

Mit Künstlern und Kunstgenossen stand Wilhelmine Schröder-Devrient bis auf wenige Ausnahmen im freundlichsten Verhältniß. Sie war so begeistert für alles Schöne, so liebenswürdig in der Anerkennung jeden Verdienstes, vor Allem so hinreißend in ihren eignen Schöpfungen, daß sich der echte Künstler durch den Verkehr mit ihr erhoben, gefördert, begeistert fühlen mußte. Mittelbar durch den belebenden Einfluß, den sie übte, hat sie vielleicht eben so viel geschaffen, wie durch eigene Thätigkeit.

Richard Wagner sagt in seinem Vorwort zu den „drei Operndichtungen": ....„Die Schröder-Devrient war es, die in mir einen Enthusiasmus edlerer Bedeutung anfachte. Die entfernteste Berührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich elektrisch: noch lange Zeit, bis selbst auf den heutigen Tag sah, hörte und fühlte ich sie, wenn mich der

Drang zu künstlerischem Gestalten belebte."

Robert Schumanns köstliches Lied: „Ich grolle nicht", ist nicht allein Wilhelmine Schröder-Devrient gewidmet, es ist gleichsam aus ihrer innersten Seele hervorgeklungen. Und wie manche Rolle ist für sie geschaffen, wie manchem bildenden Künstler hat sie durch die plastische Schönheit ihrer Darstellungen die herrlichsten Vorbilder gegeben.

Ueber den Einfluß, den sie unmittelbar in ihrem Berufe übte, herrscht nur eine Stimme. Sie war im vollen Sinne des Wortes die Seele des Ganzen, das belebende, durchgeistigende, zusammenhaltende Princip. Jede Einzelnheit des darzustellenden Kunstwerks behielt sie im Auge; sie ruhte nicht, bis jeder Ton, jede Miene, jede Bewegung harmonisch zum Ganzen strebte, und wenn es auf der einen Seite für die Mitspielenden schwer war, sich neben ihr, neben der Gewalt ihrer Leidenschaft zu behaupten, so war es auf der andern Seite wieder, als strömte eine Kraft von ihr aus, die Alles mit Feuer und Leben durchdrang.

Für ihre Kunstgenossen war Wilhelmine Schröder-Devrient der beste Kamerad: anspruchslos, theilnehmend bei Freude und Leid, aufrichtig in Lob und Tadel und von unermüdlicher Gefälligkeit. Ihre Börse, ihr Einfluß, ihr Talent standen Jedem zu Gebot, der Anspruch daran machte, und besonders waren es die Unterdrückten, Schwachen, Schlecht-

besoldeten, deren sich Wilhelmine in Wort und That eifrig annahm.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß der Verkehr mit der Künstlerin sich allezeit in glatte, aller Welt angenehme Formen gefügt hätte. Wie Alles in ihrer Natur mächtig und stark war und einen ebensolchen Ausdruck gewann, so konnte zuweilen auch ihre Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe, besonders in zorniger Aufregung, eine Gestalt annehmen, die nichts weniger als bequem war. Sie ließ dann keine Rücksicht gelten und je drastischer der Ausdruck war, der sich ihr darbot, um ihres Herzens Meinung kundzugeben, um so willkommener war er ihr.

Einmal z. B. wurde in Dresden eine Composition des Kapellmeisters Morlacchi einstudirt. Morlacchi dirigirte selbst, war sehr übler Laune, hatte tausenderlei auszusetzen und rief endlich, indem er mit dem Taktirstocke aufschlug: „Noch mal singen! Die Stelle war schlecht; die Choristen haben gesungen wie die Schweine, wie die deutschen Schweine!“ Die Beleidigten selbst, sowie die anwesenden Sänger und Sängerinnen blieben stumm, denn Morlacchi, ein intriganter, rachsüchtiger Mensch, war eine sehr einflußreiche Persönlichkeit und so wagte Niemand, sich gegen ihn aufzulehnen. Nur Wilhelmine Schröder-Devrient trat mit blitzenden Augen aus dem Hintergrunde hervor. „Wenn Er doch einmal von Schweinen spricht“, rief sie aus, „so will

ich ihm nur sagen, daß er seine italienische Schweinemusik selber singen kann!" Dabei warf sie dem Herrn Hofkapellmeister ihr Notenblatt hin, kehrte ihm den Rücken und ging nach Hause.

Aehnliche Scenen sind wohl auch Andern gegenüber vorgekommen. So z. B. warf sie Richard Wagner beim Einstudiren des Adriano (in Rienzi), einer Partie, deren Schwierigkeiten sie nicht gleich zu überwinden vermochte, ihr Notenheft mit den Worten vor die Füße: „Singe er seinen Quark selber!" — Einen ungarischen Virtuosen, der mit Affektation von seinen Wappen sprach, fragte sie: „Sind sie denn von Adel? Ah so — Sie sind ein Ungar; in Ihrem Lande ist ja jeder Sauhirt ein Edelmann." — Einen andern jungen, sehr eleganten Musiker, der um Erlaubniß bat, ihr seine Lieder überreichen zu dürfen, betrachtete sie lange von oben bis unten und fragte dann: „Ist auch was dran, an Ihren Liedern?" und als der junge Mann einigermaßen bestürzt fragte, warum sie sein Talent bezweifle, antwortete sie: „Sie sehen mir zu geleckt aus; Ihnen ist's immer zu gut gegangen."

Einem Kammerherrn, der sie im Jahre 1848 fragte, warum sie ein rothes Tuch trage, da doch ihr verehrter Robert Blum erschossen sei, antwortete sie mit ihrer gewöhnlichen Schlagfertigkeit: „Für Robert Blum trage ich roth, die Farbe meines Herzens, aber ich verspreche Ihnen, mein lieber Kammerherr, daß

ich, wenn Sie gehangen werden, eine schwarze Schleife anstecken will."

Auch ihren Collegen von der Bühne gegenüber nahm Wilhelmine Schröder-Devrient, wie sie selbst zu sagen pflegte, „kein Blatt vor den Mund". Allen hat sie, wenn sich die Gelegenheit bot, in der ungeschminktesten Weise bald derb, bald spöttisch die Wahrheit gesagt.

„Ich verlange ja nichts, als ein Bischen gesunden Menschenverstand!" war der gewöhnliche Ausruf, mit dem sie den irrenden Kunstjünger empfing, und dann ging sie ins Einzelne über, wobei es nicht an den bezeichnendsten Ausdrücken fehlte. Da hieß es dann wohl: „Fall' Er doch nicht wie ein Sack!" — oder: „Ein wunderbarer Anstand, liebes Kind; in jeder Stellung ein vollkommener Lukas Cranach!" — oder: „Heute habt Ihr wieder mal eine ganze Broschüre Theater-Anekdoten gespielt!" — Daß sie sich dadurch manche Feindschaft zugezogen hat, ist natürlich, aber sie hatte auch die Gabe, die Wunden, welche sie der Künstlereitelkeit geschlagen, wieder vergessen zu machen — vielleicht das glänzendste Zeugniß für den Zauber, den sie übte. Im Allgemeinen hat sie sich — trotz alledem — der Liebe und Bewunderung ihrer Kunstgenossen erfreuen dürfen, und manche Huldigung, die sie in dankbarer Erinnerung bewahrte, ist ihr von den Collegen zu Theil geworden.

So im März 1837, als sie vor ihrer letzten Londoner Reise als Euryanthe von Dresden Abschied nahm. Während sie am Schlusse der Vorstellung stürmisch gerufen und vom Publikum mit Blumen und Gedichten überschüttet wurde, erschien die Darstellerin der Eglantine, Demoiselle Wüst (jetzt Frau Kriete) wieder auf der Bühne, überreichte ihr den Lorbeerkranz und sprach dazu folgende Strophen:

„Von Hasse frei, frei von des Todes Banden,
In die sie schlug das rächende Geschick,
Kehrt Eglantine jetzt zu Euryanthen,
Voll Liebe zu der Liebenden zurück,
Um huldigend im Lande der Kamönen
Die Priesterin, die scheidende, zu krönen.

Zwar ist's die Freundin nur, durch gleiches Streben
Mit Dir verwandt, und gleichen Herzensdrang,
Die, seine Krone dem Verdienst zu geben,
Den Lorbeerzweig für Dich zum Kranze schlang;
Doch das Gefühl, womit sie ihn geschlungen,
Theilt jede Brust, vom Geist der Kunst durchdrungen.

Denn was die Göttin, die hier thront und waltet,
Nur selten ihrer Freunde Blick enthüllt:
Du hast der Kunst Geheimniß uns entfaltet
Und dargestellt in der Vollendung Bild,
Und darum schmückt Dich an der Göttin Throne
Bewundrung Aller mit des Ruhmes Krone.

Du scheidest jetzt, und fern von unsrer Mitte
Wird neuer Lorbeer Deine Stirn umziehn,
Drum tönt zum Abschiedsgruß Dir noch die Bitte:
Laß in dem Kranz die Hoffnung uns erblühn,
Daß, wie Dich auch das Ausland mag erheben,
Du treu uns bleibst, wie wir Dir treu ergeben."

Das Jahr darauf, am 23. März, wurden die Hugenotten zum ersten Male in Dresden gegeben. Meyerbeer war anwesend, wurde zum Schluß mit allen Sängern gerufen und als er auf der Bühne erschien, von Wilhelmine Schröder-Devrient, die eben als Valentine einen neuen großen Triumph gefeiert hatte, mit Lorbeer bekränzt. Kaum aber hatte sie ihre Ansprache an den gefeierten Componisten vollendet, als Tichatschek mit einem zweiten Lorbeerkranze vortrat, den er der Künstlerin überreichte.

Auch in der Fremde sind ihr ähnliche Huldigungen zu Theil geworden. Als sie 1835 ihr Nürnberger Gastspiel beendigte, wurde sie von Frau Trentinaglia mit dem Lorbeer geschmückt, während das Publikum die Bühne mit Bouquets und Gedichten überschüttete. — Im folgenden Jahre wurde sie in Breslau nach der ersten Vorstellung des Romeo nicht nur durch den stürmischen Hervorruf des Publikums, sondern auch durch den Tusch des Orchesters gefeiert, das seiner Begeisterung keinen andern Ausdruck zu geben vermochte. — Im Jahre 1842 war sie abermals in Breslau, nahm als Marie im Blaubart Abschied und wurde nach der Vorstellung von einem Aufzuge der ersten Bühnenmitglieder in Ritterkostüm begrüßt. Fräulein Spatzer ging an der Spitze des Zugs und überreichte der Scheidenden einen Lorbeerkranz. Und als die Künstlerin 1843 in Zürich gastirt hatte — (das

Züricher Theater stand damals unter der Direktion der Frau Birch-Pfeiffer) — wurde sie nach der letzten Vorstellung, in welcher sie die Desdemona gesungen hatte, von dem gesammten Theaterpersonal mit Blumen, Gedichten und einem Lorbeerkranze begrüßt, während über ihrem Haupte in riesengroßen, aus Moos und Blumen gewundenen Buchstaben das Wort: „Unvergeßlich" erschien.

Nur bei ihrem letzten Scheiden von der Dresdner Bühne, der sie seit 24 Jahren angehörte, ist der Künstlerin kein Abschiedsgruß zu Theil geworden — nicht einmal eine Abschiedsvorstellung. Die Aufführung der Armide, die sie dazu ausersehen hatte, wurde so lange verschoben, daß Wilhelmine endlich, nach sechswöchentlichem Warten, ihre Abreise nicht länger verzögern konnte. Die letzte Rolle, in welcher sie in Dresden auftrat, war die der Venus im Tannhäuser.

Unermüdlich war die Künstlerin, wenn es galt, Andern ihre Aufgaben zu erleichtern. Manchem Sänger, mancher Sängerin hat sie ihre Rolle bis in die kleinste Kleinigkeit, Note für Note, Schritt für Schritt einstudirt. Es sind Künstler darunter, die später einen großen Ruf erlangt und in thörichter Eitelkeit Wilhelminens Einfluß auf ihre künstlerische Bildung ver-

gessen oder doch verleugnet haben. — Einem etwas ungelenkigen jungen Mann, der es ihrer Verwendung verdankte, daß er aus dem Chor hervorgezogen und zum Solosänger ausgebildet wurde, hat sie stundenlang das Hinfallen eingeübt; mit einer angehenden Sängerin hat sie sich sechs Wochen lang gepeinigt, um sie die Partie des Fidelio sprechen zu lehren. Von nah und fern wurde sie in Anspruch genommen. So habe ich unter ihren Papieren einen Brief von Frau Anschütz aus Wien — vom 6. Mai 1839 — gefunden, in dem es unter Anderem heißt:

„Empfangen Sie also unsern herzlichen, innigen Dank, daß Sie so gütig waren, meiner Auguste bei einer so schwierigen Aufgabe wie die Fenella, in der Stummen von Portici, hülfreich beizustehen. Ich wünsche weiter nichts, als daß Augustens Auffassungsvermögen von der Art gewesen sein möge, daß sie im Stande war, den poetischen Geist ihrer liebenswürdigen Lehrerin einigermaßen zu begreifen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit die Mühe einer solchen Führerin zu belohnen. Sie schrieb mir voll Freude, daß sie mit dieser Leistung sehr glücklich gewesen sei und dies nur Ihrer vortrefflichen Leitung zu verdanken habe. Ueberhaupt scheint sich ihr junges Herz nicht nur der gefeierten Künstlerin, sondern mehr noch der liebenswürdigen, herzlich guten Frau zugewendet zu haben, denn in jedem Briefe gedenkt sie Ihres Namens und stets mit einer Wärme, daß sich schon manchmal eine kleine Eifersucht in mir hätte regen können; doch fand

ich ihre Neigung auch wieder sehr natürlich, da es uns Allen ja auch nicht anders gegangen ist."

Wilhelmine selbst schreibt am 31. Juli 1853 aus Mannheim:

„... Eine Episode in meinem Stillleben hier war die vierzehntägige Anwesenheit von Emmy la Grua mit ihrer Mutter. Sie wünschte meinen Rath und meine Anweisung für vier bedeutende Rollen, welche sie zum Herbst in Wien singen soll. Die Rollen waren: Fidelio, Euryanthe, Donna Anna und Romeo. Vierzehn Tage waren allerdings eine kurze Frist. — Ich habe für diese Rollen mein halbes Leben gebraucht."

Von den gewöhnlichen Künstlerkrankheiten, Neid, Schadenfreude, Eifersucht, ist Wilhelmine Schröder-Devrient immer frei geblieben. Sie war stolz auf ihre künstlerische Begabung, sie wußte, daß sie schön war, aber eitel war sie in keiner Beziehung und nie hat sie sich nach der Art ehrgeiziger Künstler und eitler Frauen durch die Bewunderung verletzt gefühlt, die Andern zu Theil wurde. Gegen die Verirrungen des Geschmacks, die Ueberschätzung des Mittelmäßigen, die launenhafte Bevorzugung der Mode hat sie freilich immer — gewöhnlich in derb sarkastischer Weise — Opposition gemacht; aber was wirklich der Bewunderung werth war, hat Niemand freudiger begrüßt, als Wilhelmine. Für Pepitas Schönheit z. B. war sie begeistert, von der Grazie der Tag-

lioni sprach sie noch in der letzten Zeit mit Entzücken, und als sich im März 1839 tanzende Bajaderen in Dresden sehen ließen, wurde sie von der Anmuth dieser Mädchen so hingerissen, daß sie während der Vorstellung ein kostbares Armband abnahm und es der schönsten der Tänzerinnen umlegte.

Ebenso enthusiastisch war sie in der Anerkennung künstlerischer Leistungen. Als sie noch im Vollbesitz ihrer Kraft war, wurde sie eines Tages von einem Freunde aufgefordert, die Simon Meier'sche Medea zu singen. „Ich, die Hauptrolle der Pasta?" rief sie aus, und nach einem minutenlangen Stillschweigen fügte sie hinzu: „Es ginge vielleicht, aber es wäre gewagt!" — und sie hat die Medea nicht gesungen.

Ein andres Mal sagte sie: „Alles was Ihr in meiner Darstellung bewundert, habe ich von der Mutter. Nur war diese viel gewaltiger als ich." Stundenlang konnte sie von Sophie Schröder, von Rachel, von der Doche erzählen und ihnen mit begeistertem Gesicht ganze Scenen nachspielen. „Rachel war meiner Mutter gleich an Leidenschaft und Wahrheit des Ausdrucks", sagte sie, „aber an plastischer Schönheit übertraf Rachel alle Künstlerinnen der Welt."

Als Wilhelmine die Doche in der Dame aux camélias gesehen hatte, war sie von dem letzten Aufschrei: „Ich kann nicht mehr!" womit die Schwindsüchtige nach der Versöhnung mit dem Geliebten zu-

sammenbricht, so erschüttert, daß sie sich weinend in ihren Wagen warf, weinend zu Hause ankam und sich stundenlang nicht fassen konnte. „Das war die vollendete Kunst! Das war wirkliches Leben!“ rief sie aus, wenn sie davon erzählte.

Nach einem Concerte des Pianisten Henselt — den 14. Januar 1837 — schrieb sie in ihr Tagebuch: „Henselt! Meine Seele neigt sich mit wehmüthigem Schauer vor seinem Genius, der mit einem Flammenschwerte über unsre Häupter hinschwebt. Heilige Begeisterung, begeisterter Wahnsinn strömt aus diesen Fingerspitzen! Blasser, Armer, Kranker, Glücklicher, bald Aufgelöster! So viel Gottheit kann dein feiner Körper nicht lange beherbergen!“

Bei einer Gesellschaft im Carus'schen Hause kamen Wilhelmine Schröder-Devrient und die Ungher-Sabatier zusammen. Wilhelmine sang Schubert'sche Lieder, wie sie nach ihr wohl nie wieder gesungen werden. Ihre Zuhörer waren tief ergriffen; und doch war der Beifall noch größer, noch anhaltender, als nach ihr die Ungher-Sabatier ein paar neapolitanische Volkslieder von wunderbarer Frische und Anmuth vortrug. Aber die wärmste Bewunderung, der herzlichste Dank wurde der Sängerin von Wilhelmine Schröder-Devrient zu Theil, die ihr mit dem Ausdruck des Entzückens gegenüber stand und immer mehr zu hören verlangte. — Von Frau Kriete,

die mit ihr zugleich in Dresden engagirt war und ihr bis ans Ende eine treue Freundin geblieben ist, sagte sie noch in der letzten Zeit: „Das war die beste Eglantine, die es je gegeben hat. In ihrer Hand wurde die Rolle so bedeutend, daß es stets zweifelhaft war, ob ihrer Eglantine oder meiner Euryanthe der Vorrang gebührte.“ — In der Freude an der Kunst vergaß Wilhelmine alle Nebenbuhlerschaft und wie oft ist sie im geselligen Verkehr in liebenswürdigster Bescheidenheit in den Schatten getreten, um anderen Talenten Raum zu geben!

Im December 1848 gastirte die dänische Tänzerin Lucile Grahn in Dresden. Sie hatte, wie sie mir selbst erzählte, längst gewünscht, die Schröder-Devrient kennen zu lernen, aber es gelang ihr nicht, die Ersehnte an einem dritten Orte zu treffen. Von der Bühne war sie damals schon zurückgetreten und sie zu besuchen wagte Lucile nicht, weil sie gehört hatte, daß sich die Künstlerin über das Ballet im Allgemeinen sehr geringschätzend auszusprechen pflegte. Dennoch war Wilhelmine bei jeder Vorstellung Lucile's im Theater und die junge Tänzerin sah mit Zittern und Zagen nach dem Platze im Amphitheater, wo die Gefürchtete saß. Anfang Januar 1849 ging das Gastspiel zu Ende und Lucile war eines Morgens eifrig mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, als ihr eine fremde Dame mit einem pracht-

vollen Blumenstrauß gemeldet wurde. Es war Wilhelmine Schröder-Devrient, die der jungen Künstlerin einen Abschiedsgruß bringen wollte. „Ich habe der Tanzkunst bis jetzt wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl ich alle ihre Berühmtheiten kenne", sagte sie in ihrer bezaubernd freundlichen Weise: „aber seit ich Sie gesehen habe, schwärme ich für Ihre Kunst. Da sehen Sie meine Hände, sie sind noch ganz roth, so habe ich geklatscht."

... „Ich verließ Dresden, überglücklich, daß mein höchster Wunsch so reizend in Erfüllung gegangen war", erzählt Lucile Grahn in einem Briefe. „Ich baute Luftschlösser, wie ich oft schöne Stunden mit ihr verleben würde — aber die Maitage von 1849 machten meinen schönen Plänen ein Ende. Als ich wieder nach Dresden kam, war die geniale Frau schon abgereist, und, wie es damals hieß, für immer. Ein Jahr später hatte ich doch das Glück, sie in Berlin wiederzusehen, als ich dort gastirte. Sie suchte mich abermals auf, denn ich hatte ihre Ankunft noch nicht erfahren. Wir blieben dann einige Tage zusammen. Wie liebenswürdig war sie! Wie flog die Zeit, als wir da zusammen plauderten! Späterhin schickte sie mir ihr liebes Bild — es hängt in meinem Boudoir, und Alle bewundern ihre geistreichen Züge und ihre schwungvolle Handschrift." — Unter das Bild hatte Wilhelmine geschrieben: „Der würdigsten Priesterin

Terpsichorens, zum freundlichen Gedächtniß an Wilhelmine Schröder-Devrient."

Aber nicht immer wurde Wilhelminens Entgegenkommen freundlich erwiedert. Die erste Kränkung in dieser Beziehung erfuhr sie in Berlin, als sie dort in den zwanziger Jahren gastirte. Sie wollte die Iphigenia geben, früher eine Glanzrolle der Milder-Hauptmann, machte der berühmten Frau einen Besuch, bat sie, der Vorstellung beizuwohnen und ihr über Auffassung und Darstellung der Rolle rückhaltlos ihr Urtheil zu sagen. Frau Milder, eine sehr große stattliche Dame, richtete sich noch höher auf als gewöhnlich, sah die junge Künstlerin von oben herab an, mit einer Miene, die deutlich sagte: was erlaubt sich das kleine Ding? und erwiederte nach inhaltschwerer Pause mit würdevollem Kopfschütteln: „Nein mein liebes Kind, das kann ich nicht! Ich habe die Milder-Hauptmann in dieser Rolle gekannt und mag nach ihr keine Andre darin sehen."

Noch schlimmer erging es Wilhelmine mit Rachel. Nachdem sie die große französische Tragödin ein paar Mal gesehen hatte, ließ sie ihr durch einen gemeinsamen Bekannten sagen, wie sehr sie sich danach sehne, ihr die Hand zu drücken und ihr mündlich ihre tiefe Bewunderung auszusprechen. „Antworten Sie der Dame, daß ich Männerbesuche sehr gern empfange", erwiederte Rachel, „daß ich mir aber aus Frauenbe-

ſuchen und Frauenbewunderung nicht das Geringſte mache."

Im Jahre 1849 oder 1850 befand ſich Wilhelmine in Schlangenbad und bald nach ihr traf eine andre Sängerin von europäiſchem Rufe ein. „Sie kam und machte mir ihren Beſuch", ſchreibt Wilhelmine. „Als ſie mir gemeldet wurde, ſtand ich auf, um ihr entgegen zu gehen — ich fand es ſehr liebenswürdig, daß ſie mich aufſuchte, aber wie ſoll ich den Eindruck beſchreiben, den ich empfing, als ſie beim Eintritt ins Zimmer auf die Knie fiel, den Saum meines Kleides faßte und ihn küßte! Ich wußte nun, daß ſie eine Komödiantin war, hob ſie auf, ſo ſchnell ich konnte — denn ſolche Scenen ſind mir in den Tod zuwider — und fing ein vernünftiges Geſpräch mit ihr an. Einige Tage ſpäter cirkulirte in Schlangenbad das Gerücht, ich hätte den Muſikern dafür, daß ſie Morgens am Brunnen die Marſeillaiſe geſpielt, ein Dutzend Flaſchen Wein geſchickt. Es war eine Verwechſelung. Ein Herr hatte den Leuten das Geſchenk für das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiſer" zuſtellen laſſen! Ich legte übrigens kein Gewicht auf die Sache und ignorirte ſie, wie ſo viele auf meine Rechnung erfundene, gute oder ſchlechte Geſchichten. So hatte ich das Alles faſt vergeſſen, als ich einige Tage ſpäter bei der Sängerin anklopfte, um ihr meinen Gegenbeſuch zu machen. Das Fräulein

wäre nicht zu Hause, sagte der Diener, als ich meinen Namen nannte. Aber sie hatte gesungen, als ich ins Vorzimmer trat; ich ließ mich also nicht abweisen und ging mit einem Scherz auf den Lippen an dem Diener vorüber in den Salon, sah noch, wie die fliehende Künstlerin im Nebenzimmer verschwand, und stand Auge in Auge ihrer englischen Gesellschafterin gegenüber, die mir mit allem Stolze ihrer Nation zuschnarrte: „You shall never see Miss ...., never!“ Ich lachte ihr natürlich in's Gesicht, ging wieder heim und wußte durchaus nicht, was ich aus diesem Benehmen machen sollte, bis ich später erfuhr, daß ich das Glück, mit der Dame zu verkehren, durch den Korb Wein verscherzt hatte.“

Mit vielem Humor erzählte die Künstlerin von einem Abenteuer, das ihr zwischen Dresden und Leipzig auf der Eisenbahn begegnet war. „Ich war in ein leeres Coupé gestiegen“ sagte sie; „im Augenblicke der Abfahrt stürzten aber noch zwei Personen herein: eine mir unbekannte Dame und ein nur zu wohlbekannter Herr, der Dr. Robert Schmieder, damals Redakteur der Abendzeitung, einer meiner erbittertsten Widersacher. Warum er das war, habe ich nie erfahren. Ich wollte nichts mit ihm zu thun haben, drückte mich in meine Ecke, zog den Schleier über das Gesicht und vertiefte mich in meine Gedanken. Plötzlich hörte ich meinen Namen nennen — die fremde Dame war's,

die ihn aussprach. Sie bedauerte, daß sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Dresden keine Gelegenheit gehabt hätte, mich auf der Bühne zu sehen: nicht aus Kunstinteresse — sie hatte offenbar keine günstige Meinung von meinen Leistungen —, sondern um sich durch den Augenschein zu überzeugen, wie eine Frau beschaffen sein müsse, von der so viele „schreckliche Geschichten" in Umlauf waren. Dr. Schmieder, den sie eben so wenig kannte, wie mich, sollte ihr nun sagen, ob Alles so wäre, wie Fama berichtet hätte. Der würdige Mann, der sich bei alledem köstlich zu amüsiren schien, hielt es nun doch an der Zeit, der Scene ein Ende zu machen, und antwortete, indem er mit hämischem Lächeln auf mich zeigte: „Sie thun am besten, die Dame selbst zu fragen; dies ist Mad. Schröder-Devrient." — Die Fremde erschrack, faßte sich aber noch schnell genug, bat mich, ihr zu verzeihen, und versicherte, daß ein Blick in mein Antlitz genüge, um alle Verleumdungen Lügen zu strafen. Sie hätte mich nie gehört, nie gesehen und wäre in ihrer abgelegnen Heimath ganz auf die Berichte einiger Journalisten angewiesen, die wahrscheinlich aus persönlichen Motiven meinen Namen als Künstlerin, wie als Weib zu verunglimpfen suchten. Da wäre vor Allem ein Dr. Schmieder, Redakteur der Abendzeitung, — fuhr sie in ihrer Aufregung fort, — das müßte ein ganz besonders giftiger Mensch sein, und das Publikum

wäre zu beklagen, das durch solche Leute irre geführt würde. Ich ließ sie reden, war's doch nicht mehr als billig, daß ich meine Revanche hatte — als sie aber endlich mit der Frage schloß: „sagen Sie mir, meine verehrte Madame Schröder-Devrient, warum dieser Mensch Ihnen so feindlich gesinnt ist?" antwortete ich, zu meinem Gegner hinüberdeutend: „Sie thun am besten, den Herrn selbst zu fragen — dies ist der Redakteur der Abendzeitung, Herr Dr. Robert Schmieder."

Unter Wilhelminens Nachlaß sind Briefe von Mendelssohn, Spontini, Meyerbeer, Ferdinand Hiller, Clara Schumann, Liszt, Mosevius und Bronsart; — von Seidelmann, Cornet, Genast's, der Ungher-Sabatier, der Anschütz und Lucile Grahn; — von Theodor Hell, Böttiger, Raumer, Carus, Holtei, Laube, Stier und Rietschel; — von Helmine von Chezy, Daniel Stern (Gräfin d' Agoult), Elise Polko und Andern. Ich lasse hier einige dieser Briefe folgen; ist doch jeder derselben gleichsam ein Spiegel, der das Wesen Wilhelminens, oder vielmehr den Eindruck, den dieses Wesen auf Andre hervorbrachte, in besondrer Weise wiedergiebt.

Darmstadt, 21. October 1830.

„Erst heute, holdseligste der Frauen, komme ich dazu, mit meiner liederlichen Handschrift auf Ihre zierliche Epistel zu antworten, weil die Entscheidung der Großherzogin erst gestern erfolgt ist. . .

Es ist gestern befohlen worden, Ihren ersten Auftritt auf Dienstag d. 2. Novbr. als Euryanthe festzusetzen; die zweite Gastrolle würde auf Sonntag d. 7. fallen und es ist dazu Don Juan gewählt worden.

Wie es bei uns zugeht, davon erlassen Sie mir wohl eine Schilderung. Kommen Sie mir aber ja gewiß, Sie werden wie der Geist über den Wassern schweben, und so lange Sie singen, müssen die streitenden Elemente schweigen.

Meine Frau grüßt Sie, von der Hoffnung Sie zu bewundern im Voraus entzückt. Küster ist in Leipzig, Türckheim in Seligkeit, Madame Krüger in der Probe (vom Barbier), Viele in Wuth, Alles in Confusion! und der Teufel überall!

Wüßte man nur, daß Sie bei Zeiten eintreffen wollten, so käme man Ihnen mit Jubelklang entgegen. Mich finden Sie bis Mitternacht auf der Chaussee, damit ich der erste sei, der Ihnen sein Willkommen zuruft.

Ihr Verehrer

C. von Holtei."

Stuttgart, 18. Mai 1837.

„Minna-Euryanthe — Minna-Iphigenie — doch wozu die Namen der Kunstgebilde, wenn ich Minna Schröder begrüße! — Schon lange wollte ich Ihnen,

hohe Künstlerin! einige Erinnerungsworte zurufen — indeß in Ihrer Wunderschöpfung Euryanthe lebt und blüht, wollt' ich Ihnen gern schon lange sagen, auch der Dichterin zu gedenken, die ahnungsvoll für Sie geschaffen.

Heut, da ein liebenswerther, junger Mann vom Neckarstrand — eine wahre Maiblüthe vom Lebensbaum der Poesie — nach London geht, gebe ich ihm diese Worte mit, die mein Andenken bei Ihnen auffrischen sollen. Empfangen Sie gütig und wohlwollend Herrn Niclas Müller und begeistern Sie ihn zu neuen Liedern; mir aber gönnen Sie die Hoffnung, auf deutschem Boden noch mehr als einen Ihrer Triumphe mitfeiern zu helfen und Blumen in Ihre unverwelklichen Kränze zu winden. Mit der feurigsten Bewunderung, verehrte Künstlerin!

Ihre ergebne

Helmine von Chezy, geb. Fr. Klenke."

Dresden, 10. Mai.

„Hochverehrte Künstlerin!

Wenn Ihnen an der Anerkennung eines ci-devant Kunstcollegen etwas liegt, so erlaube ich mir, Ihnen durch diese Zeilen vorläufig zu sagen, daß mich Ihre gestrige Gesammtleistung der Rebecca entzückt und das alte Blut in Wallung gebracht hat.

Ich sah diese Darstellung niemals von Ihnen und bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß die wahren lyrischen Künstler auch schlechte Libretti und verwutzelte Partituren zu unverdienter, in natura nicht gegründeter Anerkennung heben können! — Denn ich

heiße ein Libretto schlecht, das ganz überflüssige Figuren hat und ohne Causalnexus zusammen gemacht ist, und eine Musik verwutzelt, die sich in durchgehenden Noten der Mittel- und Füllinstrumente gefällt, um deutsche Schulmeister-Grammatik darzuthun.

Apollo und alle neun Musen erhalten Sie! wenigstens so lange noch, bis Eine kommt, die Sie nachahmt, die Ihnen nachstrebt! Erreichen wird Sie wohl schwerlich Eine, und so halte ich es für Pflicht Ihnen meinen aufrichtigen herzlichen Dank und wahre Hochachtung hierdurch auszusprechen. Wahre Kunst müssen wir unter uns selbst festhalten und anerkennen, denn für den Troß ist dergleichen — Caviar.

Bitte lassen Sie mich wissen, wann ich Sie dieser Tage zu Hause treffe, um Ihnen Alles das und mehr mündlich zu wiederholen.

Ihr ganz ergebenster
Cornet."

Berlin, 20. Sept. 1838.

. . ."Ihre Euryanthe war bewundernswürdig; Sie haben aus dem zum Theil thörichten Texte gemacht — mehr als man erwarten kann. Wie Sie dem Lysiart zuerst entgegentraten: ich fuhr unwillkührlich zusammen. Unübertrefflich! — An der nächsten Wendung, dem dummen Unglauben, dem Wahn: Mittheilen einer Historie und Treubruch sei dasselbe — sind Sie unschuldig. Hätten Sie dem Lysiart eine derbe Ohrfeige gegeben und dem Adolar gesagt, er sei ein Schafskopf, so wäre die Oper ohne den 3. Akt zu Ende gekommen. In diesem hätte Weber ein paar hohe

Noten nicht setzen und Sie hätten Sie streichen sollen. Man kann sie fast nicht heraus singen, man muß sie schreien, was freilich die meisten jetzt am meisten bewundern. Ich habe vor Allem das Milde, Gefühlvolle, Weiche in Ihrem Piano bewundert; ein Beweis, daß Sie immerfort lernen und üben. Das Genie hat Ihnen Gott in seiner Gnadenwahl gegeben; das stelle ich Ihnen nicht in Rechnung. Erfüllen sie nun aber Ihren Beruf nicht, singen Sie die Armide nicht, so verdienen Sie, daß er seine Gnade Ihnen entziehe. Also vorwärts, marsch, auf Reisige los! Auf Wiedersehen. Ihr ergebenster, dienstwilligster

von Raumer."

Im Februar 1841 hatte Mendelssohn in Concert-Angelegenheiten an Wilhelmine geschrieben und den Brief adressirt:

„An Madame Schröder-Devrient
berühmte Künstlerin
in Dresden."

Wahrscheinlich hatte sie eine Bemerkung darüber gemacht, denn in Mendelssohns nächstem Briefe heißt es zum Schluß:

. . .„Und die Adresse kann auch diesmal nicht geändert werden. Wenn einer von den hundert deutschen Titeln 'mal mit der That geführt wird, da darf er nicht fehlen. An die Frau Hof- und Kammersängerin adressire ich Ihre Briefe mein Lebtag nicht."

Der letzte Brief Mendelssohns, der sich unter Wilhelminens Papieren befindet, ist vom 2. März 1845 und lautet:

„Liebe Madame Devrient!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu bitten, am Palmsonntage in Dresden die Sopranpartie im Paulus zu singen. Es liegt mir so viel daran, es thäte mir so leid, wenn Sie gerade dann abwesend wären und nicht mitwirkten, daß ich nicht unterlassen kann, Ihnen diese meine dringende Bitte auszusprechen, obwohl ich von Herrn Kapellmeister Reissiger gehört habe, daß Sie Ende März Ihre Urlaubsreise antreten und Anfang April schon zu Gastvorstellungen verpflichtet sind. Aber könnten Sie denn für den Palmsonntag nicht zurückkehren oder den ganzen Anfang der Reise aufschieben? Mit einem Worte: ist es unmöglich, daß Sie meine Bitte erfüllen? Seien Sie mir über jene Zumuthung nicht böse, aber ich kann's mir und mag's mir gar nicht denken, daß Sie abwesend wären, wenn ich zum ersten Male irgend etwas von meiner Musik in Dresden aufführen soll. Wenn Sie meine Bitte erfüllten, so thäten Sie mir und meinem Werke einen Gefallen, für den wir Beide Ihnen gewiß aufs herzlichste dankbar sein würden, freilich ich noch mehr als das Werk, das wohl noch dankbarer sein könnte und sollte, als es ist. Indessen ich habe mir's müssen von so mancherlei Leuten vorsingen lassen, gut und schlecht, ganz und getheilt, von einem dies Stück, von dem Andern das, theatralisch und langweilig — nun möchte ich's mal so hören, wie

ich mir's gedacht habe. Deshalb komme ich mit meinem Anliegen und deshalb bitte ich, erfüllen Sie mir's.

Immer Ihr ganz ergebner

Felix Mendelssohn-Bartholdy."

Auch einige Briefe des Verfassers der „Psyche", C. G. Carus, füge ich hier an, obwohl sie einer spätern Zeit angehören.

Dresden, 4. Januar 48.

„Ihre lieben freundlichen Zeilen aus weiter Ferne, begleitet von einem Blumenstrauß, der mit Recht die Bewunderung aller Beschauer erregte, waren mir eine hoch willkommene, wahre Freude am gestrigen Tage! — Wie viel des Schönen hatten wir mehrmals Ihnen grade an diesem Tage zu danken, es ist in treuem Herzen eingeschrieben! Auch für dieses freundliche Andenken den schönsten Dank!

Wir hatten diesmal nebst Mozartschem Quartett die Mendelssohnsche Walpurgisnacht in sehr schöner Aufführung.

Daß Sie für höhere Musik so wenig Interesse dort*) finden, war freilich zu erwarten, bekümmert mich aber doch für Sie, da ich weiß, wie ernst Sie es mit der Kunst meinen. Aber fast noch mehr beunruhigt mich, was Sie über Ihre Gesundheit schreiben. Glauben Sie, daß ich Ihnen dorthin einen Rath senden kann, so schreiben Sie ja.

*) Dieser Brief ist nach Riga adressirt.

Auch auf unsrer Bühne ist für höhere Musik, seit Sie fort sind, wenig Nahrung zu finden und oft hört man mit Bedauern und Schmerz Ihren Namen nennen!

Möge Ihnen denn in eigner Seele der Trost und das Glück erblühen, welche die Welt uns so oft versagt! Die Meinigen grüßen Sie herzlichst und ich bin mit immer neuer Dankbarkeit und mit den besten Wünschen Ihr ergebner

Carus."

Dresden, 5. Januar 52.

„Verehrte Freundin!

Wie seit manchem Jahre haben Sie freundlich auch diesmal des 3. Januar gedacht und — da wir nicht die Freude haben sollten, Sie selbst in unserm Kreise zu sehen — mit frischen Blumen die winterliche Zeit verschönt. Nehmen Sie den herzlichsten Dank und seien Sie überzeugt, daß keine Zeit und keine Entfernung Eindrücke verwischen können, die so tief sind, als Ihr Genius und Ihre treue Theilnahme sie in mir, wie in den Meinigen hinterlassen haben.

Tief beklagen muß ich freilich, daß die unangenehmen Ereignisse der letzten Zeit eine so bittre Stimmung, als sie selbst aus Ihren dem Freunde bestimmten Zeilen vorblickt, in Ihrer Seele zurückgelassen haben! Wer solchen Geist und solche Natur in sich fühlt, als Sie, sollte über dergleichen stehen! — Noch stehen Sie in voller Kraft des Lebens, zwiefach gerüstet durch den Anschluß einer verwandten Seele da! Wie kann solcher Staub Sie da mächtig berühren. ... Also, wenn Ihnen die Stimme eines

Freundes etwas gilt — eines Freundes, der stets öffentlich die hohe Meinung ausgesprochen hat, die er von Ihnen festhält — so zeigen Sie sich auch hier hoch und groß! Lassen Sie sich nicht erbittern! Noch manche schöne Jahre liegen vor Ihnen! Seien Sie Ihnen zum wahren Heil! Ein Geist wie der Ihrige hat das Recht, das Glück zu bannen! Und so fortan, mit besten Grüßen und Wünschen.

Ihr Carus."

V. h. December 58.

„Indem ich Ihnen verehrte Freundin! diese Blätter, die ich in später Abendstunde nicht ohne Theilnahme gelesen habe, zurücksende, kann ich Ihnen nur besten Dank aussprechen für das schöne Vertrauen, das ich gewiß seinem ganzen Werthe nach anerkenne.

Ja, wie es dort heißt:

„Seltsam ist Prophetenlied,
Doppelt seltsam was geschieht"

so mußte ich bei diesen Blättern bedenken, wie wunderbar verwickelt doch oft die Wege sind, durch welche der sterbliche Mensch in diesem Leben geführt wird! — Indeß wie in jener Sage Psyche die Aufgabe bekam, eine ungeheure Masse untereinander gemengter Sämereien zu sortiren und zu ordnen — und dergleichen mehr — als Bedingung ihrer Aufnahme in den Götterſaal, so wird auch immer noch der Seele des Menschen viel Verwickelung des Geschickes vorgelegt und nur der, die diese Wirren auf reine und große Weise würdig zu lösen vermag, — sollte auch ihr irdisches Dasein vollkommen darüber zusammen-

brechen — wird die Seligkeit ächten Selbst- und Gott-Bewußtseins zu Theil.

Wie ich übrigens Ihnen schon sagte: „ich sehe nun mit mehr Ruhe auf die weiteren Phasen Ihres Lebens" — so muß ich dies auch jetzt wiederholen. Möge Ihnen dazu Klarheit, Ruhe und Kraft immer fortgesetzter Entsagung im reichen Maaße vergönnt sein, so glaube und hoffe ich, daß die Ihnen noch zugetheilten Jahre Ihnen und der Kunst noch Großes und Schönes bringen werden. Mit diesem treugemeinten Wunsch

Ihr Carus."

(Ohne Datum.)

„Verehrte Freundin! Sie können denken, mit welcher Sehnsucht ich dem Augenblicke entgegensah, Sie wieder zu sehen. Gestern und heute hält mich mein Schnupfen davon ab. Ich kann daher dem Drange meines Herzens nicht widerstehen und muß Ihnen schriftlich wenigstens meinen Besuch machen.

Wenn Sie recht lieb und gut sein wollten, und eine Minute fänden, mich zu sehen, so würde ich Ihnen recht dankbar sein. Die größte Sängerin Deutschlands kann schon etwas Uebriges für die Jugendgespielin thun. Haben Sie nicht Muße, so nehmen Sie in die Ferne doch wenigstens die Versicherung mit, daß ich mich innigst Ihrer wohlverdienten Größe freue und unverändert bin

Ihre wahre Verehrerin und Freundin

Caroline Ungher.

Breslau. (Nach dem Romeo.)

. . . „Noch danke ich ergebenst für Ihr gestriges schönes Sterben! Wenn man mich einmal zum Thore hinaustragen wird, weinen gewiß nicht so viele Augen, als gestern in Thränen für Sie überflossen. — Nun, ich habe auch das Meinige dazu gethan. — Jetzt da Sie gespielt und gesungen haben, möchte ich immer nur von Ihren Leistungen und viel mit Ihnen zu meiner Belehrung sprechen. Sie spielen und singen aber lieber, als daß Sie reden, und da haben Sie auch Recht."

Mosevius.

Breslau. (Nach dem Fidelio.)

„Den schönsten guten Morgen, Hochverehrteste! Zu welcher wunderbaren Leistung hat Sie gestern wieder Ihr Genius hingerissen. So war Ihre Leonore hier noch nie! Ich habe geträumt und die wenigen Ruhestunden halb verwacht. Der Fidelio spielte immer fort in mir. Ich würde vor mir erschrecken, wüßte ich nicht gewiß, daß ich in Ihnen Höheres verehre, als die Frau. — Sie haben es mir und Allen, welche Sie verstehen und Ihnen folgen können, angethan wie Keine — und dafür haben Sie schon gesorgt, daß Ihre Liebhaber nicht treulos werden können. Der älteste derselben wird auch der treuste sein. Er küßt Ihnen dankbar für die schlaflose Nacht die liebe Hand."

Mosevius.

Eine herzinnige Freude hatte die Künstlerin an den Liebesbeweisen, die sie vom Volke empfing. Es that ihr wohl, wenn ein Arbeiter mit den Worten, „das ist unsre Schröder-Devrient!“ die Mütze vor ihr zog, oder wenn sie bemerkte, daß sich die Marktweiber anstießen und ihren Namen nannten, wenn sie vorüber ging; und ganz glücklich war sie über eine alte Leinwandverkäuferin, die ihr — als sie das letzte Mal nach beinahe zehnjähriger Abwesenheit nach Dresden zurückkam — auf offnem Markte mit den Worten: „Ach, meine beste Madame Devrient; sind Sie wieder da?“ um den Hals fiel. — „Das ist mein Stolz, daß ich im Herzen des Volkes stecke,“ pflegte sie zu sagen.

Das war wirklich der Fall und wird es wohl noch lange sein, denn das Volk hat ein treues Gedächtniß für seine Freunde. Als die Künstlerin von der Bühne scheiden wollte, weiß ich, daß ein Zimmermann, der als Maschinist im Theater beschäftigt war, sein fünfjähriges Töchterchen mit in die Probe nahm, damit das Kind doch einmal die Schröder-Devrient sehen sollte. „Paß auf und sieh dir diese Frau recht ordentlich an“, sagte er zu der Kleinen; „die Andern kannst du alle vergessen, aber diese nicht, das ist die Schröder-Devrient!“

„Während ihrer letzten Krankheit war es rührend, mit welcher Theilnahme sich die Schiffer, die uns zu ihr hinüber ruderten, — sie wohnte damals in einem

Pavillon an der Elbe — nach dem Befinden der Allgeliebten erkundigten. Zuweilen empfingen sie uns gleich mit der Nachricht: „diese Nacht hat sie recht gut geschlafen"; oder „es ist ihr wieder einmal recht schlecht gegangen". Die Ausdrucksweise der Leute war dabei immer, als wenn sie von einem ihrer Angehörigen sprächen, und als wir eines Tages durch ein heftiges Gewitter verhindert waren, unsre liebe Kranke zu besuchen, wurden wir am andern Morgen durch unsern weißköpfigen Charon zur Rede gestellt.

In mancher ärmlichen Stube, bei Handwerkern und Tagelöhnern habe ich als einzigen Schmuck Wilhelminens Bild gefunden, oder doch irgend ein Phantasieporträt, mit ihres Namens Unterschrift geziert; — und wenn an besondern Gedächtnißtagen ihr Grab mit Lorbeer und seltnen Blumen geschmückt ist, liegen immer auch ein paar einfache Kränze von Moos und Immortellen, das bescheidene Dankopfer der Armuth, dazwischen.

Wilhelmine war aber auch die treuste Freundin der Armen. Tausend Beweise ihrer Güte und Großmuth sind bekannt; ebensoviel, wenn nicht mehr, hat sie im Stillen gethan; und es war nicht jenes gleichgültige Hingeben von Almosen, womit so Viele genug zu thun meinen, nicht jenes hastige Sichloskaufen von den Ansprüchen, welche Krankheit, Alter und Armuth nun einmal an die Besitzenden machen: — es war ein

inniges, schmerzliches Theilnehmen an den Leiden ihrer Mitmenschen, ein unabläſſiges Beſtreben, nach Kräften dem Elend abzuhelfen, das ſie auf ihren Wegen fand.

Die Wechſelwirkung blieb nicht aus. Wilhelmine Schröder-Devrient war die wohlthätige Fee, zu der ſich alle Bedrängten flüchteten, der ſie vertrauensvoll ihre großen und kleinen Sorgen ans Herz legten. Unter den Papieren der Verewigten finden ſich eine Menge Bittſchriften und Dankſagungen. Bald hat ſie ein Concert zum Beſten der Abgebrannten gegeben, bald den Ertrag eines Gaſtſpiels den Ueberſchwemmten zu Gute kommen laſſen, oder für die hungernden Spitzenklöpplerinnen im Gebirge, oder für den Hülfsverein der Deutſchen in Paris geſungen. Ein armer Student bittet ſie um ein paar Louisd'or, eine verzweifelnde Mutter um Brod für ihre Kleinen, oder ein Schauſpieler ohne Engagement ſchreibt ihr, daß er für ſich und die Seinen keine Rettung weiß, wenn ſie nicht einſchreitet. Viele junge Talente haben es nur ihrem Beiſtande zu danken, daß ſie nicht im Kampfe mit Noth und Muthloſigkeit untergegangen ſind. Einige derſelben hat ſie erſt entdeckt und hat ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung gegeben, und nie hat einer ihrer Kunſtgenoſſen vergebens um ihren Beiſtand gebeten. Die letzten Concerte, in denen ſie ſang, waren zum Beſten ehemaliger Collegen oder wohlthätiger Stiftungen. Noch im Winter 1858, als ihre Kraft ſchon

durch Krankheit gebrochen war, unterrichtete sie ein paar arme junge Mädchen, die sich zu Sängerinnen ausbilden wollten, und wenige Monate vor ihrem Tode scheute sie weder Unruhe noch Anstrengung, um einen jungen Künstler durch die Verloosung eines Bildes zu unterstützen, das sie nicht selber kaufen konnte.

Sie war aber nicht allein barmherzig und mildthätig, sie war auch großmüthig, wenn es galt Freude zu bereiten. So hatte sie sich einst einen neuen Flügel angeschafft, wollte ihr älteres Instrument verkaufen und ließ es im Anzeiger bekannt machen. Der erste Käufer der sich meldete, war ein ziemlich dürftig aussehender junger Mann, ein Schulamtskandidat, der beim Anblick des schönen Instrumentes zwar sogleich erkannte, daß es nicht für ihn paßte, doch dem Verlangen es zu probiren nicht widerstehen konnte. Er spielte gut, und während er sich mehr und mehr in seine Phantasien verlor, trat Wilhelmine Schröder-Devrient ins Zimmer. Verwirrt sprang er auf, als er sie bemerkte, aber sie knüpfte in ihrer freundlichen Weise ein Gespräch mit ihm an, ließ sich von seinen Verhältnissen erzählen und flößte dem Schüchternen so viel Zutrauen ein, daß er sie endlich fragte: ob sie ihm das Instrument unter der Bedingung überlassen würde, daß er ihr eine geringe Summe — seine ganze Baarschaft — anzahle und den Rest nach und nach abtrüge. Die Künstlerin erwiederte ziemlich kurz, daß sie sich

darauf nicht einlassen könne und der arme junge Mann ging, in dem Bewußtsein eine Unschicklichkeit begangen zu haben, schweren Herzens an sein Tagewerk. Als er aber nach Hause kam, stand das Instrument in seiner Stube und darauf lag ein Billet Wilhelminens mit der Bitte, das Geschenk freundlich von ihr anzunehmen.

So lange Wilhelmine Schröder-Devrient in Dresden engagirt war, veranstaltete sie alljährlich eine große Weihnachtsbescheerung für ihre Armen. Zuweilen waren 20 bis 30 Personen zu beschenken und gewiß fand sie für Jeden das heraus, was ihm am nützlichsten war. Wochenlang trug sie mit eignen Händen alles Nöthige zusammen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die stattliche Frau im schwarzen Atlasmantel, den schwarzen Federhut auf den blonden Locken, mitten im Gedränge des Christmarktes zu sehen: in einem Arme einen Ballen Leinwand, im andern ein Packet rothen Flanell; dazu ein halbes Dutzend Paar Filzschuhe an einen Bindfaden gereiht oder ein paar lederne Knabenstiefel, bunte wollne Shawls, Faufthandschuhe, Kinderklappern, Puppen, Pferdchen für die Kleinen — es war unbegreiflich, wie sie so viel auf einmal fortbringen konnte. Begegnete ihr ein Bekannter, so wurde er unbarmherzig mit Stiefeln, Flanell und Leinwandballen beladen, während sie sich selbst mit andern Dingen bepackte. Entschuldigungen wie „nicht Zeit

haben", ließ sie nicht gelten. „Ihr könnt auch einmal was für die Armen thun", sagte sie, „denn ihr habt doch euer Lebtag noch nicht daran gedacht"; und die Furcht vor ihrem Spotte hat mehr als einmal einen eiteln Patron in Lackstiefeln gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und beladen wie ein Eckensteher bis zu ihrer Wohnung neben ihr herzugehen, während er vor Verlegenheit in die Erde sinken zu müssen glaubte. Zu Hause wurde eifrig zugeschnitten und genäht und fast alle Strümpfe, die Wilhelmine zu Weihnacht verschenkte, hat sie mit eignen Händen gestrickt. Da es ihr sonst an Zeit dazu fehlte, hatte sie die Gewohnheit angenommen, für ihre Armen zu stricken, während sie sich frisiren ließ — ein Gebrauch, dem sie viele Jahre lang treu geblieben ist.

Erst wenn Alles für die Armen in Bereitschaft war, kam das Suchen und Wählen für die Freunde an die Reihe; aber auch bei der Bescheerung am Weihnachtsabende hatten die Armen das Vorrecht. Ein ungeheurer Baum war für sie angeputzt, überladen mit den feinsten Süßigkeiten. „Die Armen sollen auch einmal wissen, wie die schönen Sachen schmecken, die sie sonst nur an den Schaufenstern sehen", sagte Wilhelmine, als einer ihrer Bekannten meinte, sie hätte besser gethan, statt dieser theuern Näschereien etwas Nützliches zu kaufen. Rings um den Baum wurden die Geschenke ausgelegt. Auch das

besorgte Wilhelmine selbst. War Alles in Ordnung, so nahm sie ein Glöckchen zur Hand, öffnete die Thür, ließ die ersehnten Töne erschallen und nun strömte die Schaar ihrer Pfleglinge herein, um geblendet vom Glanz wieder stehen zu bleiben, bis sie jedem Einzelnen mit einem freundlichen Worte, einem Scherze, einer Mahnung, das ihm Bestimmte zuwies. Wenn der erste Jubel verklungen war, wurde der Baum geplündert — es war Wilhelminens Freude zu sehen, wie sich Alt und Jung um die besten Stücke rissen — und dann brachte sie die Danksagungen, die von allen Seiten auf sie einstürmten durch ein scherzhaftes: „Macht, daß Ihr fortkommt!“ zu Ende.

Wilhelminens ältester Sohn wurde in einem Dresdner Institut erzogen; er verlebte die Weihnachtsabende bei der Mutter, bekam aber nicht eher bescheert, bis er ein paar Knaben von der Straße mitbrachte, die dann auch ihren Antheil erhielten. „Der Junge soll sich von Jugend auf gewöhnen, an die Armen zu denken“, sagte sie; aber so leicht die Aufgabe des Kleinen zu sein schien, so schwer war sie oft zu erfüllen. Viele der Eingeladenen waren der Meinung, daß man sich einen Scherz mit ihnen machen wolle und antworteten durch Grobheiten auf die freundlichen Aufforderungen. Einmal kam Wilhelm sogar im höchsten Zorne ganz allein von seinem Streifzuge zurück. Der Abend war stürmisch, heftige Schnee-

schauer hielten die Meisten, die sich sonst auf dem Christmarkte herumtrieben, in den Häusern fest. Erst nach langem Suchen war es ihm gelungen, wenigstens einen Bettelbuben zum Mitgehen zu bewegen. Bis an das Schloßthor war er ihm denn auch willig gefolgt; aber als es seitwärts ging, in die dunkle Ferne, wo der Wind so unheimlich mit dem Wasser um die Wette rauschte — Wilhelmine wohnte damals an der Elbe, in dem jetzigen Hotel Bellevue — wurde der Kleine bedenklich. Nur die lebhafte Schilderung der Herrlichkeiten, die ihn erwarteten, brachte ihn noch vorwärts, doch nur bis an die katholische Kirche; hier blieb er stehen und erklärte seinem Führer, daß er unter keiner Bedingung weiter ginge. Vergebens ging Wilhelm von Bitten zu Drohungen über, vergebens nahm er endlich sogar zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht: der Sohn des Volks ließ ihm einen Zipfel der Jacke in den Händen zurück und stürzte mit lautem Geschrei, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, der lieben, vertrauten Region der Schloßgasse wieder zu.

Eine große Aufgabe für Wilhelmine war auch das Gevatterstehen bei armen Leuten. Unter dem Dienstpersonal des Theaters und den dabei beschäftigten Arbeitern mögen wenige Familien sein, bei denen sie nicht wenigstens einmal als Pathe figurirt hätte. Aber auch Leute, mit denen sie sonst in keine Be-

rührung kam, nahmen sie in Anspruch, weil es allgemein bekannt war, daß sie dem Täufling jedesmal eine ansehnliche Gabe einband. Wilhelmine wußte ganz genau, warum ihr die „Ehre" des Gevatterstehens so oft zu Theil wurde, aber nie hat sie sich damit begnügt, nur das Geld zu geben. Sie kam selbst und hielt das Kind über die Taufe. Es widerstrebte ihrem Gefühl, dem Armen gegenüber das kirchliche Symbol wie eine Spekulation zu behandeln.

Und wie sie in dieser Beziehung zartsinnig war, so war sie es in jeder andern. Die Art und Weise, wie sie half, verdoppelte den Werth ihrer Gaben. Sie fragte nicht erst nach Werth oder Unwerth des Bedürftigen — wo Noth war, trat sie ein. Nie maßte sie sich ein Recht über die ihr Verschuldeten an; nie zog sie bei ihren Wohlthaten in Betracht, ob sie Dank dafür ernten würde; nie gab sie tropfenweise, sondern sie half durchgreifend, wo sie irgend konnte.

So kaufte sie einem Tänzer aus dem Corps de Ballet, der das Bein gebrochen hatte und in Folge dessen für seinen Beruf untauglich geworden war, eine Leihbibliothek und gründete ihm so eine neue Existenz. Einen armen Knaben, den sie Holz sammelnd im großen Gehege fand und der ihr in kindlicher Vertraulichkeit klagte, daß er alle Tage hinaus müsse, um Brennmaterial zu suchen, während er viel lieber zu

Hause bleiben würde, um zu zeichnen, ließ sie, als sie wirklich Talent in ihm fand, zum Maler ausbilden. Und wenn ein Handwerker das Meisterwerden nicht bezahlen konnte, wenn es einer Braut an der nöthigen Aussteuer fehlte, — bei Wilhelmine Schröder-Devrient fanden sie immer ein offnes Herz und eine hülfreiche Hand.

Der fromme Tiedge schrieb ihr einmal, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung:

„Hoch vom Ruhm emporgetragen
Strahlt Dein Nam' im Glanze dieser Welt.
Was Du thust in stillern Tagen,
Das wird in ein Rechnungsbuch getragen,
Das ein Engel dort in jener hält."

Aber sie selber that sich nie genug. In einem ihrer Tagebücher schreibt sie:

„Warum sind wir nicht im Stande, ein prickelndes, peinigendes Gefühl zu überwinden, was der abscheulichste Egoismus erzeugt? Wir haben mitunter die Mittel, die oft so bescheidenen Wünsche eines Nebenmenschen zu erfüllen, ja wir fühlen uns oft mächtig zu einer solchen That gedrängt — und doch unterlassen wir sie, weil das fatale Ich sich hervordrängt und ängstlich ruft: Das entziehst Du mir! Wie viel reine Freuden verscherzen wir, um dieses nichtswürdigen Egoismus willen! Unverhoffte Freude in einer freudlosen Brust entzünden, längst aufgegebene Hoffnung erfüllen, Thränen des Kummers und der Sorge in Thränen der Freude und Wonne ver-

wandeln — giebt es eine größere Seligkeit? O wir erbärmlichen Menschen, warum thun wir nicht immer, nicht gleich, wozu uns das Herz drängt, wenn wir die Ueberzeugung haben, daß es eine gute, edle That ist?"

Wie Wilhelmine dazu kommen konnte, sich diese Vorwürfe zu machen, ist nicht zu begreifen. Hätte sie etwas bekämpfen müssen, so wäre es gewiß nicht jenes egoistische Zweifeln und Zögern gewesen, von dem sie hier spricht, sondern allein der übermächtige Drang, der sie oft trieb, über ihre Kräfte zu geben. Aber sie hat sich in dieser Beziehung nie zu beschränken vermocht, und mehr als einmal hat sie sich selbst in Verlegenheit gebracht, um Andern zu helfen.

Einmal war sie auf die Nachricht hin, daß ihr jüngster Sohn erkrankt wäre, mitten im Winter in großer Eile nach Hannover gereist. Sie hatte das Kind schon wieder außer Bett gefunden und kehrte nun eben so schnell nach Dresden zurück, wohin sie ihre Berufspflichten riefen. Sie fuhr mit der Schnellpost — Eisenbahnen gab es damals noch nicht — und kam ohne Abenteuer bis Magdeburg. Wie überall waren auch hier am Posthause eine Anzahl Menschen versammelt, um die Fremden ankommen zu sehen, und unter der Menge erblickte sie eine jammervolle Gestalt, ein Mädchen von 10—12 Jahren, das statt aller Bekleidung einen schmutzigen, zerfetzten Rock

wie einen Mantel um den Hals gebunden hatte. Das Haar hing in wirren Strähnen um das blasse Gesicht, die nackten Arme und Beine waren von Hunger oder Krankheit abgezehrt und der ganze Körper des Kindes bebte vor Kälte. Auf ihre Erkundigungen erfuhr Wilhelmine, daß die Kleine in den elendesten Verhältnissen lebte, daß sie von ihrem Stiefvater entsetzlich gemißhandelt würde und nicht eher zu essen bekäme, bis sie eine gewisse Summe zusammengebettelt hätte. Der Künstlerin standen die hellen Thränen in den Augen; sie zog die Börse heraus und schüttete den ganzen Inhalt derselben in die Hände des Kindes, das mit starrer Verwunderung auf die Gold- und Silbermünzen blickte, während die großmüthige Geberin sich den Augen der Umstehenden entzog, um mit der Freundin, die sie begleitete, im nächsten Gasthofe zu frühstücken. Erst als sie den Kellner bezahlen wollte, fiel ihr ein, daß sie ihr Geld bis auf den letzten Heller hingegeben hatte. Zum Glück fand ihre Begleiterin soviel zusammen, daß sie bis Leipzig kamen, wo sich Wilhelmine in einer befreundeten Familie das Geld zur Weiterreise borgen konnte.

Aber nicht nur vorübergehende Verlegenheiten hat sich die Künstlerin zugezogen, sie hat sich schwere, dauernde Entbehrungen auferlegt, um Andern beistehen zu können. Jahrzehnte lang ist sie die Vorsehung ganzer Familien gewesen, Alt und Jung hat gespeist

und gekleidet, hat die Töchter erziehen, die Söhne ſtudiren laſſen, hat Badereiſen für die Kranken und Vergnügungsreiſen für die Geſunden bezahlt, während ſie ſelbſt, umſonſt nach Ruhe, nach Erholung ſeufzend, in den heißeſten Sommertagen angeſtrengt arbeitete. Und wie oft iſt ſie von Gaſtſpielen, die andern Künſtlern goldne Früchte tragen, nicht nur mit leerer Caſſe, ſondern auch mit geleerten Koffern heimgekehrt, weil nicht nur ihre Börſe, ſondern auch ihre Kleider, ihre Theatergarderobe, ihre Wäſche ſogar in die Hände einer ihr befreundeten Schauſpielerin übergegangen waren!

Und doch iſt es ihr nur ſelten gelungen, ſich — wie es in der Schrift heißt — „Freunde zu ſchaffen mit dem ungerechten Mammon". Wenn für ſie ſelbſt die Zeiten der Verlegenheit kamen, war Niemand da, von allen denen, die ſie ſo lange benutzt hatten, ihr die Laſt zu erleichtern, Niemand, der ihr auch nur vorübergehend die Hand zur Stütze gegeben hätte. Künſtler, in deren Concerten ſie unzählige Male geſungen hatte, ſagten nein, als Wilhelmine zum erſten und einzigen Male um ihre Mitwirkung bat, und von der Schwelle eines Hauſes, das ihre Güte allein zu einer behaglichen Wohnſtätte gemacht hatte, wurde ſie unter nichtigen Vorwänden abgewieſen, als ſie nur auf ein paar Wochen Gaſtfreundſchaft ſuchte. Ich könnte eine Menge ſolcher Beiſpiele, auch aus der

letzten Lebenszeit der Künstlerin anführen — aber ich will dies Thema abbrechen. Die Schonung für die Lebenden, die ich mir zum Gesetz gemacht habe, erscheint mir, wenn ich mich in diese Erinnerungen vertiefe, wie ein Unrecht gegen die Todte.

Vielleicht entsprang der Undank, dem Wilhelmine so vielfach begegnete, zum Theil wenigstens aus der allgemein verbreiteten Ansicht, daß es ihr kein Opfer koste, mit vollen Händen zu geben und überall zu helfen und zu unterstützen, weil sie dies immer mit freundlichem Gesicht und freudigem Herzen that. Die Empfänger bedachten aber nicht, daß sich auch der mächtigste Strom erschöpfen muß, wenn seine Fluth in tausend und aber tausend Kanäle vertheilt wird. Zum Theil war aber auch nur die gewöhnliche Erbärmlichkeit kleiner Seelen daran schuld, denen die Dankbarkeit eine Last ist, die sie entweder schnell von sich abwälzen, oder durch die sie sich zur Erbitterung, zur Feindseligkeit sogar getrieben fühlen. Wilhelmine hat furchtbar dadurch gelitten. Es gab Momente, in denen sie an aller Liebe und Treue, an allem Menschenwerthe verzweifelte und sich selbst gelobte, nie mehr auch nur das Geringste für Andre zu thun. Aber das waren immer nur Vorsätze, die sobald sie zu Thaten werden sollten, in Nichts zerflossen.

Ich selbst habe eine ganz charakteristische Scene mit ihr erlebt. Es war um die Osterzeit des Jahres 1859.

Wilhelmine war bereits sehr krank und oft tief verstimmt — den einen Morgen mehr als gewöhnlich. Sie hatte alte Briefe durchgelesen und sich dabei an allerhand bittre Erfahrungen erinnert. Um sie zu zerstreuen fingen wir an von der Zukunft zu sprechen, und sie vertiefte sich wieder einmal in die Schilderung des Hauses, das zu erwerben ihr liebster Traum war. In ihrer Verstimmung kam sie auf den Einfall, eine Art Festung daraus zu machen, die durch Wall und Graben von der Welt geschieden sein sollte. Das Wächteramt wollte sie einem halben Dutzend großer Bulldoggen übertragen, „die sollen mir Jeden vom Hofe hetzen, der sich unterfteht, mir mit einer Bitte zu nahe zu kommen", sagte sie mit dem finstern Ausdruck, der in der Krankheit zuweilen auf dem sonst so freundlichen Antlitze lag. „Ich will Niemand mehr helfen, will endlich ebenso lieblos und hart sein, wie man es gegen mich gewesen ist. Ich will endlich einmal für mich selbst leben."

In diesem Augenblicke trat das Kammermädchen herein und meldete, es wäre ein Mann draußen, ein Drechsler, der einen Stickrahmen zu verkaufen wünsche. Er sähe blaß und traurig aus, und hätte erzählt, daß er lange krank, also ohne Verdienst gewesen wäre.

Das Gesicht der Kranken drückte das innigste Mitleid aus. „Was will er dafür haben?" fragte sie in ganz verändertem Tone, indem sie das kunstlose

Machwerk beschaute. Das Kammermädchen nannte die sehr geringe Summe. „Was, ist der Mensch verrückt?“ rief Wilhelmine; „dafür hat er ja kaum das Holz!“ Sie schickte ihm das Doppelte seiner Forderung und freute sich den ganzen Tag wie ein Kind über den „hübschen Rahmen, den sie so billig gekauft hatte.“

Und wie hier im Kleinen, so war es auch im Großen. Es konnte in Frage kommen, ob sich Wilhelmine im Fall ihrer Genesung die längst ersehnte Reise nach Italien gestatten dürfe, aber sie hat nie auch nur einen Augenblick in Frage gestellt, ob sie die große Summe, die sie zur Unterstützung befreundeter Familien ausgesetzt hatte, fortzahlen würde. Die Bemerkung Lessings, daß wir am meisten von den Eigenschaften sprechen, die wir nicht haben, wurde durch sie auf das Glänzendste bestätigt. Nie habe ich einen Menschen so viel von der eignen Hartherzigkeit reden hören, wie Wilhelmine Schröder-Devrient, während die Worte Großmuth, Wohlthätigkeit, Erbarmen, gar nicht für sie zu existiren schienen.

V.

Während nach außen hin Wilhelminens Leben Nicht nur ein glänzendes, sondern in mehr als einer Beziehung ein segenspendendes war, während ihr Ruhm sich immer mehr ausbreitete und befestigte und überall, wo sie erschien, der Künstlerin wie der schönen Frau alle Herzen entgegen flogen, fühlte sie sich einsam und tief unglücklich.

„Wenn ich mit Beifall überschüttet, durchglüht von der Freude an meiner Kunst nach Hause kam, war ich allein! Ich hatte keine Seele, die mich verstand, die sich mit mir freute", sagte sie oft, und aus allen Tagebuchblättern, die aus jener Zeit erhalten sind, spricht dieselbe Klage. Sie schreibt:

„Mir ist bange und unheimlich — hätt' ich nur ein lebendes Wesen um mich, einen treuen Hund, irgend ein Geschöpf, das mir ergeben wäre! Wie sehne ich mich nach einem innigen Austausch meiner Gedanken — aber so allein! Und das zu schreiben,

was in meiner Brust wogt, ich kann es nicht. Hier fehlt das warme Leben des Wortes von Mund zu Mund, und wo das Wort nicht mehr ausreicht, der Blick in ein Auge, das bis in die Tiefe unsrer Seele dringt. Es ist ein hartes Entbehren, so unverstanden durchs Leben zu pilgern." . . .

„. . . . Heute habe ich beim Tagelöhner Lorenz Gevatter gestanden und habe das menschliche Elend in seiner bejammernswürdigsten Gestalt gesehen. Gott, wie ist es möglich, daß Menschen so leben können? Der schrecklichste Mangel an Allem! Wie schwer versündigt man sich, wenn man klagt und sich unzufrieden fühlt — dorthin muß man schauen, um sich glücklich zu preisen. Und doch, wer weiß, ob das arme Weib auf dem Strohlager nicht glücklicher ist, als ich auf meinen seidenen Kissen. Sie hat ihren Mann, der sie stützt und hütet; sie hat ihre Kinder — was ist mir geblieben?"

„. . . . Warum kann ich mich nicht gewöhnen, allein in diesem Leben zu sein, wie es mir doch vom Geschick bestimmt ist? Grausames Geschick! Du hast mir ein Herz voll Innigkeit gegeben, eine Seele, die eben nur das Bedürfniß fühlt, verstanden, geliebt zu werden, und eben das muß ich entbehren. Ich habe Niemand auf der weiten Erde und fühle mein Alleinsein immer mehr und schmerzlicher. Fühle, wie mein Herz blutet, wie es in banger Sehnsucht nach dem Unerreichbaren vergeht, und wie meine ganze innre Harmonie dadurch gestört wird. Ich bin zer-

streut, gedankenlos, ungeduldig, verdrießlich. Ich möchte fort, hinaus in Wind und Wetter, so weit mich meine Kräfte tragen — sterben am liebsten, denn so vereinzelt in der Welt zu stehen, ist ein traurig, hartes Loos.“. . .

Diesem Unglück des Alleinseins zu entgehen, suchte Wilhelmine mit fieberhafter Hast nach einem Wesen, dem sie ihr leidenschaftliches Herz zu eigen geben könnte. Aber sie hatte nicht das Talent in der Liebe glücklich zu sein. Bald glaubte sie nicht die rechte Hingebung zu finden; bald mußte sie erkennen, daß sie den Werth des geliebten Mannes überschätzt hatte. Dann wendete sie sich mit Schmerz und Zorn von ihm ab. Sie war wieder allein mit ihrem ungestümen Herzen und das Suchen begann aufs Neue um mit neuen Enttäuschungen zu enden. Wilhelmine hat schwer unter diesen Irrthümern gelitten, innerlich sowohl, wie in ihren äußern Verhältnissen.

Aber dann kam die Ungeduld über sie. Sie wollte nicht unglücklich sein, suchte sich zu betäuben, zu zerstreuen, war die Fröhlichste unter den Frohen, konnte nächtelang tanzen, singen, lachen, war zu tausend tollen Streichen bereit. Doch die nächste einsame Stunde brachte ihr das alte Weh im verstärkten Maaße zurück, und nun erschien ihr das gesellige Treiben ganz unerträglich.

Während ihres Gastspiels in Wien, im Sommer

1836, wo sie von allen Seiten umdrängt und gefeiert wurde, schrieb sie:

„. . . Wie drückend und peinigend ist es für ein krankhaft erregtes, unruhiges Gemüth, in einer unruhigen, ewig angeregten Umgebung zu leben! Jede Nerve erbebt fieberhaft und eine namenlose Angst und Beklommenheit treibt uns unstät umher. Es wäre für mich der sicherste Weg ins Irrenhaus, wenn ich lange in solchem Troubel leben müßte; ein so tief verletztes, todtkrankes Gemüth, wie das meine, bedarf in seiner nächsten Umgebung der größten Ruhe, der strengsten Gleichmäßigkeit und Ordnung in der gewöhnlichen Tageseintheilung, denn nur durch die Einförmigkeit der äußern Eindrücke kann in etwas das verlorne Gleichgewicht in der schmerzlich wogenden Brust wieder hergestellt werden. Ein sturmbewegtes Meer, ein brausendes Ungewitter beruhigen die kranke Seele zwar auch, denn die ganze Spannkraft im Menschen ist dann auf das Außerordentliche gerichtet, man vergißt über die Allmacht die Gewalt der eignen Schmerzen. Musik, die frommen Klänge einer Orgel an geweihter Stätte, der gestirnte Himmel, die untergehende Sonne, eine schöne Gegend, eine Blume, ein guter Dichter — sie lösen den Schmerz in der bangen Brust und entlocken dem Auge, wenn auch schmerzliche, doch wohlthuende Thränen. All das wirkt zerstörend, das läßt sich nicht leugnen: man vergeht an einem langsamen aber süßen Gifte, während ein ungeregeltes, der Ordnung entbehrendes Leben das kranke Gemüth qualvoll zu Grunde richtet. So ist es mir — die Ruhe in meinem Herzen, die Ruhe in meinem Hause fehlt mir.“ . . . .

Und einige Jahre später:

. . . „Dieses Nachaußenkehren nicht gefühlter Gefühle, nicht empfundener Empfindungen, dieses Verleugnen seiner eigensten Kraft, mit einem Worte, dies conventionelle Leben bricht alle moralische und physische Kraft, erzeugt Nervenleiden und preßt die Seele gänzlich zusammen. Könnte man doch immer wie man wollte, wie vielen Menschen würde man sagen: „hol' dich der Teufel, du aus Langerweile gemachter Tropf mit einem Menschenangesicht!" . . .

Wie oft mag die Künstlerin gegen dies Verlangen angekämpft haben, während sie mit lächelnder Miene im Kreise ihrer Bewundrer stand und eine Fluth geistloser Huldigungen über sich hinrauschen ließ, und wie oft mag ihr Herz bedrückt gewesen sein, während sie „wie eine Freude vor der Welt" erschien! — „Ich war erst dreiundzwanzig Jahr alt", schreibt sie, „als meine erste Ehe getrennt wurde. Aber ich hatte schon damals allen Schmelz der Jugend verloren, alle Illusionen, die das Leben schmücken. Ich konnte schon damals mit voller Wahrheit singen: „Ich bin ein Fremdling überall."

Sie ging zu weit, wenn sie so klagte. Die ewige Jugend des Genius ist ihr bis ans Ende geblieben und ihr warmes Herz hat Illusionen, die Andern schon bei den ersten Schritten durchs Leben verloren gehen, bis zum Tode festgehalten. Mißtrauen hat sie nie

gekannt; jedes freundliche Entgegenkommen hielt sie für redlich gemeint; in jedem neugierigen Zudrängen sah sie ein warmes Interesse, trotz hundertfacher trüber Erfahrung ist sie nie im Stande gewesen, Intriguen zu durchschauen oder zu vereiteln, und denen, die es darauf anlegten, sie für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten, ist das immer gelungen.

Dazu kam ein wunderbares Talent, momentan mit der Vergangenheit abzuschließen. Die Erinnerungen an das Erlebte kamen wohl wieder und kamen mit so furchtbarer Gewalt, daß Wilhelmine alle alten Schmerzen aufs Neue durchlitt. Die Qual war entsetzlich, aber sie ging vorüber, wie ein böser Traum, ohne Einfluß auf die guten Stunden zu haben, die ihr die Gegenwart schenkte. War der Schmerzensausruf vorüber, der Aufschrei des Zornes und der Verzweiflung verklungen, so „schüttelte sie die Schwingen" und die befreite Seele schwebte hoch oben über allen Nebeln und Wolken im heitersten Sonnenschein. Oft standen ihr noch die Thränen im Auge, welche ihr die Erinnerung erpreßt hatte und schon flog wieder ein fröhliches Lächeln über ihr Gesicht; irgend eine komische Geschichte war ihr eingefallen — und der Mund, der eben noch so bitter geklagt hatte, ging zu Scherzen und Witzworten über. Jenen unabläßigen, herzbeklemmenden Druck, jenes Ermatten und Insichversinken, das die gewöhnliche Folge schwerer Leiden

oder leidenschaftlicher Kämpfe ist, hat Wilhelmine erst in der letzten Krankheit kennen gelernt.

Unvermittelt, wie der Uebergang vom Schmerz zur Freude, war auch der von Lust zu Traurigkeit. Mitten in der heitersten Gesellschaft, mitten im lebhaftesten Gespräch verstummte sie — ihre Lippen zuckten, ihre Augen wurden trübe. Es überschlich sie ein Erinnern, oder sie empfand inmitten der höchsten Triumphe, denen sie sich eben mit voller Seele hingegeben hatte, wie vergänglich ihre Kunstschöpfungen waren, oder es kam plötzlich jenes Verlangen nach Ruhe über sie, das sie durch ihr ganzes Leben begleitet hat, obwohl die Rastlosigkeit ihrer Natur aller Ruhe widerstrebte.

Wilhelminens Wesen war reich an solchen Contrasten, die von Allen, welche nur oberflächlich mit ihr bekannt waren — und dazu gehören Viele, die ihr äußeres Leben Jahrzehnte lang getheilt haben — misdeutet werden mußten. Nur die Wenigen, denen sie den Einblick in die Tiefen ihres Gemüthslebens gestattete, haben darin die Ausströmungen jener Doppelnatur erkannt, von welcher Goethe sagt:

„Zwei Seelen fühl' ich, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft — "

Mit welchen Schmerzen dies Ringen und Kämpfen verbunden war, läßt sich am besten aus Wilhelminens eignen Aufzeichnungen erkennen.

„ . . . Warum kann ich den erhabnen Geist, der sich so oft in meiner Brust niederläßt, nicht festhalten? Alle Quellen meines Gemüths öffnen sich und strömen Gefühle voll warmen, unbeschreiblichen Entzückens aus. Könnte ich in solchen Augenblicken dichten, es müßte etwas ganz Gutes werden; könnte ich malen, wie wollte ich die weichen, lieblichen, kräftigen, blendenden Farben, in die sich meine Seele taucht, auf die Leinwand hauchen! Könnte ich componiren, wie sollten die Töne, die in tausendfachen Accorden, Harmonien und Liedern in meiner Brust erklingen, gegen den Himmel anstürmen. O, mein Gott! könnte ich das Leben, diese Welt, die in mir aufgeht, könnte ich sie hingeben und begreiflich machen! O, Geist, Geist, der du so oft meine Brust zu deiner Wohnstätte machst, laß mich dich halten oder hebe mich empor und flöße mir Wissen und Gedanken ein — und komme nicht blos, um mir die Brust durch deine Last zu erdrücken und zu zermalmen, komme nicht blos, um mir die quälendste Sehnsucht zurückzulassen! Gieb mir ein Wort, einen Ausdruck und laß die Quellen alle, die sich dir öffneten, nicht wieder zu ihrem Urquell, in's Herz zurückdrängen. Der Raum ist zu klein für solche Strömung — sie wird ihn zersprengen! Thränen und ein Fleck im Mittelpunkt des Herzens, wo es immer wühlt und hämmert — das ist mein Leben!“ . . .

„. . . Daß doch der Geist dem Körper so oft unterthan ist! — Das geistige Auge sehnt sich danach, sich zu öffnen und das unendliche Licht einzusaugen, das mit warmen Strahlen in der Seele aufgeht, — da schließt sich das physische Auge durch die Gewalt einer ermatteten Natur, und jeder klare Gedanke geht unter in wirren undeutlichen Träumen". . .

„. . . O, es ist qualvoll mit einer Brust, angefüllt mit warmen, wahren, unendlichen Empfindungen, sich in der schalen, leeren, alltäglichen Welt herumtreiben zu müssen und dann nicht einmal in einsamen Stunden den Ersatz zu haben, durch Worte, Töne aussprechen zu können, was man denkt und fühlt! Ein brennend heißer Fleck glüht mir inmitten meines Herzens, von ihm aus theilt sich ein unaussprechliches Weh meinem ganzen Wesen mit. So wie mein Haupt matt auf meine Hand sinkt, so sinkt auch meine Seele kraftlos zusammen. Machtlos und ohnmächtig bleibt all mein Streben, durch irgend eine Aeußerung meinen Zustand zu erleichtern . . . und doch erklingen die Saiten in meinem Innern so gewaltig und lösen sich auf in mächtigen Accorden und schmiegen sich wieder sanft mit leisen Melodien an mein krankes Gemüth. Aber nur meiner innersten Seele ist dieser Zustand deutlich und fühlbar; sie strebt mächtig empor an's Licht, gleich einer verborgenen Quelle, die aber Widerstand findet an dem harten Felsen, der ihr den Ausgang weigert, so daß sie in sich selbst versiechen und vergehen muß." . . . .

„. . . Kannst du dich nicht lösen, gewaltiger Schmerz? — nicht einmal Thränen! Da wühlt

und wogt es im tiefsten Herzen — wie Felsenmassen drückt es mir die Brust und keine Erlösung! O, mein Gott, kein Leben, das wäre das Beste! Mir ist, als müßte mir leichter, wohler werden, wenn ich eine tiefe, tiefe Wunde in dies arme Herz bohren könnte, damit das Blut frei ausströmen, frei dahin rieseln könnte. Dann müßte diese Beklommenheit, diese Angst aufhören. — Luft! Trost! Thränen!!"

„... Welcher Dämon wohnt oft im Menschen, der nicht zu bekämpfen, noch zu verscheuchen ist? Schwache, elende Natur — und doch keine schwache, elende Seele! Eine Seele aller guten, edeln Regungen fähig"...

Wilhelmine hatte Recht. Es war etwas Dämonisches in ihr, das mit den Jahren immer schärfer hervortrat. Ein fremder, finstrer Geist, den tausend bittre Erfahrungen ihr angepeinigt hatten und der, so sehr sie sich sträubte, doch nur zu oft, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit die Oberhand gewann, ihr ganzes Wesen veränderte, ihr Leben vergiftete, indem er sie nicht zum Genuß des noch so schmerzlich Ersehnten, noch so leidenschaftlich Erstrebten kommen ließ und sie oft dazu trieb, denen wehe zu thun, die ihr lieb waren. So lange das Sehnen und Ringen dauerte, sah sie nur das Ziel, empfand sie nur das Verlangen. Aber sobald es erreicht war, kam der Zweifel, der Ueberdruß. — Sie hatte schon so viel erstrebt, ohne je Befriedigung zu finden, hatte so

Vieles mit glühendem Herzen erfaßt, um es bald darauf wieder zu verlieren — besser war es, mit eignen Händen zu zerstören, was doch zerfallen mußte; besser sich von vornherein zu sagen, daß alle Liebe, alle Freundschaft, alle Erhebung verweht wie ein Traum. Daß sie Andern wehe that, konnte sie nicht hindern; litt sie doch selbst am meisten dabei!

Auch in ihrer künstlerischen Thätigkeit drängte sich dies dämonische Element nicht selten hervor. Daß Wilhelmine durch ihre dramatischen Schöpfungen ebenso begeistert war, wie sie Andre begeisterte, ist schon gesagt, aber zuweilen war es, als müßte sie der eignen Erhebung spotten. Eine übermüthige Laune kam über sie und die Scherze und Neckereien, die sie oft in die erschütterndsten Scenen hineintrug, brachten die Mitspielenden in Gefahr, aus der Rolle zu fallen. Unzählige, oft recht derbe Witzworte werden von ihr erzählt, und viele davon sind wahr — aber wohl die wenigsten nur sind der Ausdruck eines fröhlichen Herzens. Gewöhnlich ist's der Aufschrei ihrer geängstigten Seele, die von der Nichtigkeit alles Irdischen so tief durchdrungen ist, daß sie auf Augenblicke an Allem zweifelt und selbst der eignen Begeisterung nicht mehr zu glauben wagt. Es ist die Stimmung in welcher der Dichter ausruft:

„Ich lache über alles Menschenwerk,
Weil ich nicht weinen darf."

Wie die Künstlerin in dieser Stimmung zu vielen Mißdeutungen Veranlassung gegeben hat, so hat sie sich noch mehr harte Urtheile durch ihren unbezwinglichen Freiheitsdrang zugezogen, der die Grenzen des Herkömmlichen nicht immer respektirte.

Diese gewaltige Natur konnte sich nicht beugen, nicht einschränken, sie mußte sich immer ganz so offenbaren, wie sie war, Alles so nennen, wie es ihr erschien. Welchen Eindruck sie dadurch auf Andre machte, war ihr ziemlich gleichgiltig. Ihre Individualität war eine zu übermächtige, als daß sie die Andrer immer hätte berücksichtigen oder gar sich diesen anschmiegen, anpassen können. Oft ging sie in ihrer Geringschätzung des Herkömmlichen nicht nur bis an die Grenze des Erlaubten, sondern sie übersprang dieselbe ohne Bedenken. Zu Zeiten war es nur ein übermüthiges Spiel, das sie sich im Gefühl ihrer Kraft erlaubte, wußte sie doch, daß sie jeden Augenblick im Stande war, die Geister, die sie entfesselte, wieder zu bändigen; meist aber entsprangen diese Uebergriffe aus der Verstimmung ihres tiefwunden Gemüths, dem es zuweilen Bedürfniß war, der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen — oder aus dem unbewußten Drange ihrer Natur, jede Fessel abzustreifen.

Die Uebergänge aus dieser, ich möchte sagen: zerstörenden Laune, in die zartesten, erhebendsten

Stimmungen und von diesen wieder zu rücksichtslosen, nicht selten verletzenden Sarkasmen und zu Scherzen, die über das Erzählbare hinausgingen, waren ebenso unvermittelt und überraschend, wie der Uebergang von der Freude zum Schmerz und vom Schmerz zur Freude. Sie konnte in einem Augenblicke jede Form, die wir zu ehren gewöhnt sind, mit Füßen treten, um sich im nächsten von der leisesten Unzartheit nicht nur unangenehm berührt, sondern wirklich schmerzlich verletzt zu fühlen. Wenn der Satz, daß die Extreme sich berühren, irgendwo zur Wahrheit wurde, so war es in Wilhelmine Schröder-Devrient.

Und wie sie nicht daran dachte, bei der oft absichtlichen Verletzung bestehender Formen nach dem Urtheil Andrer zu fragen, so wenig kümmerte sie sich darum, wenn es sich um einen Kampf gegen gemeine Gesinnung, Unwahrheit, erheuchelte Frömmigkeit oder Servilität handelte. Ihre Meinung in solchem Falle zu verläugnen oder auch nur zu verschweigen, vermochte sie nicht, im Gegentheil, sie sprach dieselbe ohne Ansehen der Person mit der äußersten Rücksichtslosigkeit aus. Hochmuth, wie Herablassung wies sie mit ebenso treffendem, als derbem Spott zurück und gegen die sich spreizende Mittelmäßigkeit, gegen Arroganz und Eitelkeit war sie unerbittlich. Ob sie sich Unannehmlichkeiten dadurch zuzog, oder einflußreiche, hoch- und höchstgestellte Persönlichkeiten gegen sich auf-

brachte, kam nie in Betracht. So ist es denn auch kein Wunder, daß sie trotz ihrer Güte und Liebenswürdigkeit viele erbitterte Feinde hatte.

Wenn ihre Freunde sie zur Mäßigung, zur Vorsicht im Thun und Sprechen ermahnten, hörte sie ihnen gewöhnlich geduldig zu. „Ihr mögt Recht haben," sagte sie dann wohl, „aber ich kann nicht anders! Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!"

Ein Wesen wie Wilhelmine Schröder-Devrient kann freilich ebensowenig mit dem gewöhnlichen Maaße gemessen, wie als Vorbild für Andre betrachtet werden. Uns ist es versagt, ihre Größe zu erreichen — sie war zu gewaltig organisirt, um innerhalb der Schranken auszuhalten, deren wir zu unsrem Schutze bedürfen.

Und doch hat sich diese so ganz selbständige Natur, die sich keiner der gegebenen Formen anpassen konnte, zuweilen gleichsam selber aufgegeben, so daß sie zum Echo ihrer Umgebung wurde, und diese war leider nicht immer gut. Meistentheils war es freilich nur ein augenblickliches Ermatten, aus dem sie sich schnell wieder aufraffte, ein unbewußtes Sichgehenlassen mit der Strömung — vielleicht auch das Verlangen, einmal in der Weise glücklich zu sein, wie so viele Andre, die sich im engen Kreise behaglich und fröhlich bewegen — denn ach! wie oft hat die Künstlerin schmerzlich empfunden, „daß groß sein heiße: keinen

Nächsten haben, und daß es traurig sei, so groß zu sein."

Zuweilen aber, wenn die Leidenschaft über sie kam, wenn sie das ersehnte Ideal ihres Herzens gefunden zu haben glaubte, war es ein wirkliches Aufgeben aller Selbstbestimmung, alles Urtheils. Trotz ihrer Größe blieb Wilhelmine immer ein echtes Weib, das sich in Liebe unterordnen muß, und maßlos, wie ihr ganzes Wesen, war auch ihre Hingebung, ihr Vertrauen. Mehr als einmal hat sie am Rande eines Abgrundes erwachen müssen und sie bedurfte dann aller ihrer Kraft, sich wieder zurecht zu finden. Eine solche Zeit des vollständigen sich Aufgebens war ihre Ehe mit Herrn von Döring und die Jahre, welche derselben unmittelbar vorangingen.

Herr von Döring war Offizier in sächsischen Diensten; Wilhelmine lernte ihn zu Anfang der vierziger Jahre kennen und es gelang ihm, der Künstlerin eine Leidenschaft einzuflößen, die sie alles Urtheils, aller Willenskraft beraubte.

Es war dies um so unerklärlicher, da Wilhelmine gerade in den letzten Jahren so glücklich gewesen war, wie nie zuvor. Nach mancher Täuschung hatte sie endlich einen treuen, edeln Freund gefunden, dessen Liebe sie für alle Qualen der Vergangenheit ent-

schädigte, bis ihr ungestümes Herz in den äußern Verhältnissen neue Ursache zu Kämpfen und Schmerzen fand. Die Stellung ihres Freundes machte ihm die Ehe mit einer Bühnenkünstlerin unmöglich und er war zu stolz, seinen Beruf aufzugeben, um nur der Mann einer berühmten Frau zu sein. Wilhelmine war durch einen zehnjährigen Contrakt an das Dresdner Hoftheater gebunden; erst nach Ablauf desselben konnte sie auf Pension Anspruch machen. Vermögen besaßen Beide nicht genug, um sich der bindenden Fesseln zu entledigen, denn Wilhelmine hatte erst seit einigen Jahren angefangen, für sich zu erwerben; bis dahin hatte sie für ihre Kinder gearbeitet.

Wilhelmine hat in spätern Jahren der achtungswerthen Gesinnung jenes Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen — sie hätte es ihm vielleicht nicht vergeben, wenn er anders gehandelt hätte —; aber zu jener Zeit wollte und konnte sie die Rücksichten nicht gelten lassen, die ihren Wünschen entgegenstanden. Sie begann an der Liebe ihres Freundes zu zweifeln und gab ihn endlich auf, um der unheilvollsten Täuschung ihres Lebens zu verfallen.

Die Gewalt, die Döring über sie gewann, kannte keine Grenzen. Seinetwegen brach sie mit den meisten ihrer Freunde, weil diese nicht abließen, sie vor der unseligen Verbindung zu warnen; sie opferte ihm ihr Vermögen, die Frucht jahrelanger

Thätigkeit; sie brachte sogar durch übermäßige Anstrengung ihre Gesundheit und — wie sie selbst mehr als einmal gesteht — ihren Ruhm als Künstlerin in Gefahr. Im Widerspruch mit ihrem ganzen Wesen fing sie jetzt an, bei ihren Erfolgen auch den pekuniären Gewinn zu berechnen. Sie arbeitete nicht mehr für sich selbst, sondern für den Mann, den sie liebte, und dieser brauchte Geld und wieder Geld.

Ich habe niemals mit Wilhelmine über ihre zweite Ehe gesprochen. Jede Erinnerung daran versetzte sie in die äußerste Aufregung; selbst den Namen des Herrn von Döring nannte sie nie. „Der Teufel!" sagte sie, wenn sie nicht vermeiden konnte, ihn zu erwähnen. Aber eine Menge Briefe und Tagebuchblätter von ihrer Hand liegen vor mir und diese genügen, um ein helles Licht auf das unglückselige Verhältniß zu werfen.

So lange die Leidenschaft sie gefangen hält, d. h. fünf ganze Jahre, ist Wilhelmine unaufhörlich bemüht, Herrn von Döring gegen die Beschuldigungen zu vertheidigen, die von allen Seiten gegen seinen Charakter erhoben wurden. Sie will nichts von Allem glauben, klammert sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele an diese Liebe und dennoch ist sie nicht glücklich.

Bald nachdem das Verhältniß mit Döring angeknüpft war, schreibt sie:

Danzig, 16. Mai 1843.

„. . . Leider geht es mit meiner Gesundheit schlecht. Die schnelle Veränderung des Wetters und das überhaupt etwas strenge Klima hier hat einen nachtheiligen Einfluß auf meinen Körper gehabt; ich sehe bleich und elend aus, und Ihr würdet Euch über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, nicht wenig wundern. Zu allen meinen großen Anstrengungen kommt nun auch noch das schrecklichste Heimweh, was Sie sich denken können, bester H., und es bedarf all meiner Vernunft, meiner Fassung, um den unglückseligen Spleen nicht überhand nehmen zu lassen. Sie wissen ja, was ich für ein Gewohnheitsthier bin, und fühlte ich auch die Nothwendigkeit, mich einmal von Allem loszureißen, so wußte ich auch im Voraus, daß ich an dieser Umwälzung aller meiner Verhältnisse lange zu kämpfen haben würde. Nun, es mußte so sein, mein Geschick mußte eine andre Wendung nehmen und bezahlte ich diesen Kampf auch mit meinem Herzblut, er war nothwendig, denn wie es bisher war, stand kein Glück zu erwarten. Ich fühle wohl, daß ich an einem ernsten Wendepunkte meines Lebens stehe, und wie mein Schicksal sich in der nächsten Zukunft noch gestalten wird, das muß noch zur Klarheit in mir werden. Nur predigt mir nicht von Ruhe vor, für mich giebt es keine. Ich muß fort, unaufhaltsam fort, und was mir in den Weg tritt, reiße ich mit mir. Ob nun der Strom meines Lebens zu einem Abgrunde führt, oder sich noch ruhig in der Sandfläche der Alltäglichkeit verlaufen wird — wer kann es wissen? Jetzt eile ich

mit einer kranken Bruſt von Anſtrengung zu Anſtrengung, von Aufregung zu Aufregung, von Triumph zu Triumph und jeder Schritt führt, Gott ſei Dank, näher dem Grabe. Ich habe Alles, und die Welt beneidet mich, und doch habe ich mir den Tod nie ſehnlicher gewünſcht als eben jetzt. Die Bühne hier iſt ſehr mittelmäßig und ich muß mich mit den Leuten tüchtig durchſchlagen. Das Publikum nimmt Alles für baare Münze, was ich ihm biete, da ich nun einmal den Credit habe; aber in meiner übeln Laune und in der Verſtimmung meines Gemüths habe ich hier ſchon recht ſchlecht geſungen . . .“

Königsberg, 18. Juni 1843.

„Liebe, theure Freundin! nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 13. d. M., die ſeit geſtern in meinen Händen ſind. Ihr Gebet zu Gott, daß er meinem Herzen endlich Ruhe ſchenken möge, wird wohl nicht eher in Erfüllung gehen, als bis dies Herz ganz ſtill ſteht, denn leider ſehe ich immer mehr ein, daß ich Phantomen nachjage, nie erreichen werde, wonach ich ſtrebe, und ſo ewig unbefriedigt bleiben werde. Darum, liebe Freundin, je eher dies unruhige Herz aufhört zu ſchlagen, je früher geht mein heißeſter Wunſch in Erfüllung.

Wünſchen Sie mir ja nicht mehr Proſa in mein Leben, liebe Freundin; es iſt ſchon ſo viel darin, daß ſie mich faſt erdrückt, und mache ich hier und da einen extravaganten Streich, ſo iſt es nur, um nicht in der ewigen Proſa zu verſumpfen. — Das

Leben lastet schwer, schwer auf mir und gewaltsam strebt meine Seele aus dem lästigen Kerker hinaus!"

Zürich, 11. Sept. 1843.

„Nehmen Sie meinen aufrichtigen, herzlichen Dank, theure Freundin, für Ihr liebevolles Schreiben vom 25. v. M. Bin ich doch überzeugt, wie es aus Ihrem wohlwollenden Herzen in die Feder geflossen ist, und wie Sie es treu und wahr mit mir meinen. Geben Sie sich aber keinen zu bangen Sorgen um mich hin und sein Sie überzeugt, daß der Schritt, den ich thun werde, das Resultat einer reiflichen Ueberlegung sein wird, indem ich für alle Fälle mit mir einig bin und in meinem Innern abgeschlossen habe. Sie werden gewiß die Freude haben, mein Herz auf irgend einem Wege zur Ruhe kommen zu sehen. Mein Loos falle, wie es wolle, so bin ich ja der innigen Theilnahme treuer Freunde gewiß, die mich nicht im Glück, viel weniger im Unglück verlassen würden, wenn das Letztere wirklich über mich kommen sollte. Ich werde sehr bald zu Ihnen zurückkehren, und dann muß sich mein Geschick auf die eine oder die andere Weise rasch entscheiden. Wendet es sich auch nicht nach Euerm Wunsch und Willen, so werdet Ihr mir nicht durch zu große Bedenklichkeiten, die, ich weiß es ja, aus liebender Sorge für mich entstehen, ein Glück verkümmern, das ich nun eben für mein Glück erkannt habe. Ich sollte meinen, es wäre kein ganz verfehlter Lebenszweck, dem besten, liebenswerthesten und liebenswürdigsten Menschen sein durchaus nicht vom Glück

begünstigtes Dasein erleichtern zu helfen, statt ihm die Hand zu entziehen, die er voll Zuversicht und Vertrauen ergriffen hat, und um so weniger werde ich mich jetzt aus ängstlicher Sorge für meine Zukunft von ihm lossagen, da er unglücklich ist und keine Freundeshand, als die meinige, auf dieser Welt hat. Ich werde nur nach seinem Willen handeln und nur sein Wille kann mich von ihm trennen. Bis jetzt habe ich zu allen meinen Handlungen mich bestimmen lassen und habe nicht selten Ursache gehabt zu bereuen, daß ich nicht meinem eignen Willen gefolgt bin. Diesmal nun bin ich fest entschlossen, so selbstständig zu handeln wie möglich und mich nur dem Willen des Einen unterzuordnen, dem ich aus voller Ueberzeugung mein Geschick in die Hand gegeben habe. Ich glaube durch diese Handlungsweise Niemandem zu nahe zu treten, da durch sie keiner Pflicht, die ich sonst noch zu erfüllen habe, Eintrag geschehen wird. Meine Mutter ist eine alte Frau von 63 Jahren, die allerdings jetzt Ruhe und Sorglosigkeit allem Andern vorzieht und wohl auch in ihrer Aengstlichkeit zu weit geht, denn meine Zukunft ist ja in jedem Fall gesichert, und wäre es nöthig, würde ich mich einzuschränken wissen und mir gern jede Entbehrung auferlegen, ehe ich mich von den theuersten Pflichten lossagte. Sein Sie daher ganz außer Sorge, liebe Freundin, Sie werden sehen, daß ich nichts thue, was nicht reiflich überlegt ist. Ich werde den 28—30. d. M. in Dresden eintreffen — wie lange ich bleiben werde, kommt auf die Umstände an. Meine Reise in die

Schweiz beschränkt sich auf Zürich, da mein Gastspiel mich bis Ende des Monats aufgehalten hat. Meine Schwester Betty hat die ganze Tour gemacht und ist erst gestern nach vierzehntägiger Abwesenheit zurück gekommen. Ich habe mich in der fürchterlichsten Hitze schrecklich plagen müssen und habe heute zum elften und vorletzten Male gesungen. Das sind die Freuden, die ich von solcher Reise habe."

Wilhelmine kehrte nach Dresden zurück, allein die Ruhe, nach der sie sich sehnte, wurde ihr nicht zu Theil. Das Verhältniß zu Herrn von Döring spann sich im stürmischen Wechsel von Qual und chimärischem Glück jahrelang fort. „Was ist unergründlicher, als das Herz eines Weibes, wenn es liebt?" schrieb sie später, als der Wahn verflogen war; „und ich liebte ihn treu und innig. Trotz aller Täuschungen, die er mir bereitete, hielt ich seine Reue immer wieder für wahr, seine Thränen für echt, seine Zerknirschung für aufrichtig." — Ihre Liebe schien nur zu wachsen in den Schmerzen, die er ihr verursachte, und jedes Mißtrauen gegen ihn empfand sie im nächsten Augenblicke wie ein unverzeihliches Unrecht. Im Juni 1846 schreibt sie aus Nürnberg:

. . . . „Gott sei Dank! mein Glaube an diesen einen Menschen hat mich nicht betrogen, und nicht zu hart möge mich die Strafe heimsuchen, die ich darum verdiene, daß ich einem schnöden Argwohn

gegen ihn auch nur einen Augenblick Raum in meiner Seele gönnen konnte! In welchem Zustande ich nach Leipzig kam, nachdem ich mir noch zwei Tage den fürchterlichsten Zwang in Hannover auferlegen mußte, werden Sie begreifen, der einen so tiefen Blick in mein Inneres gethan hat. Ich war todtkrank an Leib und Seele. — Meine Schwester war meiner Aufforderung sogleich gefolgt und ich fand nicht nur sie, sondern auch Döring dort und war schon den Tag vorher von ihnen erwartet worden. Ich habe nun eine ernste Auseinandersetzung mit Döring gehabt, und es hat sich denn herausgestellt, daß nur schwarze Verleumdung in den Hauptsachen sich an ihn gewagt, daß er unbesonnen, aber nicht schlecht und verrätherisch war und nur bis jetzt den Muth nicht hatte, mir seine Unbesonnenheit einzugestehen. Er hat weder gespielt, noch den Fleiß meiner Hände verkauft, denn ich habe Alles selbst gesehen — und gesehen, wie hoch und heilig er diese kleinen Gaben der Liebe hielt. Fluch über die Menschen, die ihre Lust nur am Bösen finden und sich nicht schämen, das Reinste und Heiligste zu betasten! Und doch muß ich diesen Menschen wieder danken, denn sie haben es dahin gebracht, was sie freilich nicht bezweckten, daß mein Glaube an den Mann, für den mein Herz die treuste und reinste Liebe hegt, für dieses Leben unerschütterlich fest steht, und nichts mich wankend machen wird in dem Entschlusse, mein ganzes Leben mit all seinen edelsten Kräften nur ihm zu widmen. Schelten Sie mich nicht exaltirt, theurer Freund, es ist nun einmal so und kann nicht anders

sein und werden. Ich bin dem Leben und der Kunst zurück gegeben und trete nun mit neuer Kraft, mit belebtem Muthe allen Plagen entgegen, die meiner noch bis zum Spätherbst warten."

Berlin, 6. October 1846.

. . . „ Nun wollen Sie als theilnehmender Freund auch wissen, wie es mir geht? Gut und schlecht! Gut, weil Sie nicht ganz Unrecht haben, daß die „kleine Welt von Glück, die ich mein eigen nenne," eine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige geschaffen hat, die nur wenige Ausnahmen duldet, unter denen Sie aber oben anstehen, da ich Ihre Freundschaft hoch und werth halte. Schlecht, weil mich meine Verhältnisse zwingen, mit und in einer Welt zu leben, die mich anekelt, da sie die warmen Pulsschläge meines Herzens nicht verstehen kann und nur ausruft: wie spielt sie schön Comödie! Ich sehne mich nach Ruhe und ungestörtem Genuß dessen, was ich einzig und allein mein Glück nenne."

1847 ging Wilhelminens Contrakt mit dem Dresdner Hoftheater zu Ende. Er wurde nicht erneuert. Eine Menge kleiner Widerwärtigkeiten und kleinlicher Intriguen, welche die Künstlerin in ihrer gereizten Stimmung doppelt schwer empfand, hatten ihr die alte Heimath verleidet und sie zu dem Entschlusse gebracht, eine längere Kunstreise zu unternehmen.

In derselben Zeit waren endlich auch die Schwierigkeiten beseitigt, welche ihre Verheirathung mit

Herrn von Döring so lange verhindert hatten. Ihre Freunde, aufs Höchste bestürzt bei dieser Nachricht, erschöpften sich noch einmal in den eindringlichsten Warnungen — aber Wilhelmine blieb fest in ihrem Entschlusse. Sie nannte Alles Verleumdung, was gegen Döring sprach und ein Packet von Papieren, durch die sie von seiner Unwürdigkeit überzeugt werden sollte, warf sie ungelesen ins Feuer. Am entschiedensten sprach sich Wilhelminens fürstlicher Freund, der Großherzog Georg von Mecklenburg aus; er schreibt:

„Jetzt muß ich noch ein Wort reden, was mir sehr schwer auszusprechen wird, das ich aber doch aussprechen muß, wenn ich anders Ihr Freund bin. Die Nachricht, daß Ihr Verhältniß zu Herrn von Döring nicht allein noch fortbesteht, sondern sogar zur Ehe führen soll, hat mich mit tiefstem Schrecken erfüllt. Von allen Seiten und schon lange ist dieser Döring nämlich als einer der allerverächtlichsten Menschen mir geschildert worden, als ein Mensch, der nur darauf ausgeht, Sie auszubeuten und der dabei mit dem Luxus groß thut, den er mit dem Ihnen abgenommenen Gelde treibt. Dies letztere soll sogar seine Cameraden schon mehre Male zu Deliberationen darüber gebracht haben, ob es ihnen möglich bleibe, mit ihm fort zu dienen. Ich wiederhole, wie weh es mir thut, Ihnen so Schmerzliches sagen zu müssen; ich wiederhole aber zugleich nochmals, daß wenn ich Ihr

wahrer Freund bin, ich das Gesagte nicht verschweigen durfte."

Dieser Brief ist am 29. August 1847 geschrieben; an demselben Tage wurde Wilhelmine in Kleinzschocher bei Leipzig mit Herrn von Döring getraut. Ob das nicht geschehen wäre, wenn sie den Brief zur rechten Zeit erhalten hätte?

Vor der kirchlichen Ceremonie unterschrieb Wilhelmine den von Döring vorbereiteten Ehecontrakt, ohne ihn gelesen zu haben. Ihrer Meinung nach mußte sie dem viel verkannten, viel verleumdeten Manne das unbedingteste Vertrauen zeigen. Mit der Linken bedeckte sie die letzten Zeilen, um auch nicht ein Wort zu lesen, und schrieb ihren Namen ohne Ahnung, daß sie mit diesem Federzuge Alles was sie besaß und je besitzen würde, sogar die Hälfte der Pension, die sie vom Dresdner Hoftheater beziehen sollte, Herrn von Döring zuschrieb.

Es war eine entsetzliche Zeit, die nun folgte. Wilhelmine schreibt:

„Ich war in die unwürdigsten Bande geschlagen, an einen Mann gefesselt, der mich um mein sauer erworbenes Vermögen gebracht hatte und der Jahre lang ein teuflisches Spiel mit meinen heiligsten Empfindungen trieb, denn während er mir ins Antlitz Liebe heuchelte, war, wenn er von mir ging, Hohn und Spott mein Lohn für alle Opfer, die ich ihm brachte. Und nachdem

ich ihm das Letzte gegeben hatte, was ich noch besaß, nachdem ich mich ihm gerichtlich fest mit Leib und Seele verschrieben hatte, warf er die Maske ab und stand vor mir ein vollkommner Teufel."

Wilhelmine war nahe daran, in Verzweiflung und Selbstverachtung zu Grunde zu gehen, während sie der Welt gegenüber den Schein des Glückes zu behaupten strebte und aufs Angestrengteste in ihrem künstlerischen Berufe thätig war.

Im Herbste trat sie eine Kunstreise an, die sie gen Norden führte. Petersburg war das Ziel, dem sie zustrebte, aber die Unterhandlungen mit der dortigen Theaterdirektion führten zu keinem Resultate. Nachdem sie in Kopenhagen die glänzendsten Triumphe gefeiert hatte, ging sie nach Riga, wo sie als Romeo am 29. December 1847 das Publikum zum letzten Male zu begeisterter Bewunderung hinriß. Sie ahnte nicht, daß sie die Bühne nie wieder betreten würde.

Von Riga ging die Künstlerin nach Dorpat und hier erfolgte im Februar 1848 ein vollständiger Bruch mit Herrn von Döring. Nun erst erfuhr sie die Bedeutung des Ehecontraktes, und während Döring nach Sachsen zurückging, um seine Ansprüche an Wilhelminens Eigenthum geltend zu machen — er belegte sogar ihre Möbel mit Beschlag —, blieb die unglückliche, verlassene Frau in der Fremde. „Ich

war vernichtet, zertreten, eine Bettlerin!" schreibt sie, „an Leib und Seele todtkrank und ohne Hoffnung, mich je wieder aus meinem Elende erheben zu können."

Ende Februar kehrte Wilhelmine nach Deutschland zurück, um den Schutz der Gesetze gegen Herrn von Döring anzurufen. Sie ging zuerst nach Berlin, wo eben der Nachhall der Pariser Ereignisse alle Gemüther durchbebte. Zu jeder andern Zeit würde auch sie aufs Gewaltigste davon ergriffen worden sein, aber sie war jetzt so müde von den Stürmen, die in der letzten Zeit über sie hingegangen waren, daß sie sich über ihr persönliches Leid nicht zu erheben vermochte. Und hatte sie sich auf Augenblicke davon losgemacht, fing sie an, in die Weite zu sehen, so wurde sie durch die zahllosen Widerwärtigkeiten, die ein Ehescheidungsprozeß unvermeidlich mit sich bringt, immer wieder auf das alte Leid zurückgewiesen.

Damit war übrigens das Maaß ihrer Schmerzen noch nicht erschöpft. Im Mai erhielt sie die Nachricht, daß ihre Tochter Sophie Devrient, die in Hannover bei dem Vater lebte, gefährlich erkrankt war. Sie eilte sogleich zu ihr und fand eine Sterbende. Am vierten Tage nach ihrer Ankunft ver-

schied das arme junge Wesen in den Armen ihrer Mutter.

Vollständig gebrochen kehrte Wilhelmine nach Berlin zurück. Im Laufe des Sommers schrieb sie an ihren langjährigen Freund, den Kammerherrn von Donop in Detmold:

Berlin, 20. Juli 1848.

„Wie soll ich Ihnen für die freudige Ueberraschung danken, mein werther Freund, die Sie mir durch den Empfang Ihres lieben Briefes bereitet haben. Er war in meinem ganz freudlosen Dasein ein Lichtpunkt. Nehmen Sie meinen innigen, aufrichtigen Dank für Ihre Theilnahme, die mir in meiner gegenwärtigen Lage doppelt wohl gethan hat. Goethe läßt seinen Harfner singen:

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein.
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein!"

So geht es auch mir. Ich bin todt für diese Welt und nur mit sehr wenigen Ausnahmen fragt man nach mir.

Indessen bin ich damit ganz zufrieden, denn zum Glück brauche ich die Welt nicht, und vermisse sie daher auch nicht. — Was Sie fürchten, muß ich Ihnen bestätigen; ich bin verstummt und zwar für immer — und was Sie hoffen, wird nicht in Erfüllung gehen, denn ich werde weder als blutdürstige Lady Macbeth, noch als racheschnaubende

Medea auftreten, und ständen mir selbst in Wirklichkeit die Zauberkräfte der Letzteren zu Gebote, ich würde keinen Gebrauch davon machen, denn mein Jason ist keiner Verfolgung werth! Ich war und bin über allen Ausdruck unglücklich, und die grausigen Geschicke, die in dem letzten halben Jahre gleich schweren Gewittern sich über meinem Haupte entluden, haben eine so vollständige Zerstörung, sowohl in meinem Innern als Aeußern hervorgebracht, daß schon darum an ein vollkräftiges, neues Auftreten in der Welt für mich nicht mehr zu denken ist. Meine Seele ist todeswund, und jede leise Berührung macht ihr Schmerzen. Seit einem halben Jahre singe ich nicht mehr, da ich kaum Musik hören kann. Diese Seelenzustände haben nur zu deutliche Spuren auf meine äußere Erscheinung geprägt — ich bin elend und krank — aber frei!! Den Gnadenstoß hat mir der Tod meiner Tochter gegeben, die am 22. Mai in Hannover in meinen Armen verschieden ist.

Seit drei Monaten lebe ich hier in dem bewegten Berlin ganz allein, abgeschieden und vollständig vereinsamt. Ich wollte hier die gerichtlichen Differenzen mit Herrn von Döring abwarten, die sich aber leider so in die Länge ziehen, daß ich ihr Ende wohl nicht mehr erleben werde. Von wenigen mir treu gebliebenen Freunden gedrängt, will ich nun anfangen, etwas für meine tieferschütterte Gesundheit zu thun, und nachdem ich hier eine Molkenkur beendigt haben werde, nach dem nahen Seebade Heringsdorf gehen und dann im Herbst am

Rhein eine Traubenkur gebrauchen. Für den Winter suche ich nach einem stillen, bescheidnen Orte, wo ich vielleicht mit einigen treu gesinnten Seelen zusammen leben könnte, die die Mühe nicht scheuen, mich etwas wieder aufzurichten und meinen ganz erstorbnen Muth neu zu beleben. Noch habe ich keine Wahl getroffen, da sie keine leichte Aufgabe ist. Berlin ist mir durch meinen jetzigen Aufenthalt unerträglicher als je, Dresden durch die Erinnerung auf immer verleidet; Weimar, Coburg, Gotha nur im Sommer erträglich. Wo also hin? In eine große Stadt mag ich nicht — kann ich nicht, denn meine pekuniären Verhältnisse gebieten mir die größte Einschränkung, da Herr von Döring Alles, was ich mein nannte, für sein Eigenthum erklärt hat. Gott mag also wissen, wohin mich das Schicksal noch schleudern wird; doch was ist an mir gelegen?"

Nach unsäglichen Quälereien kam endlich der Proceß gegen Herrn von Döring zum Abschluß d. h. Wilhelmine erkaufte sich ihre Freiheit für eine namhafte Summe, die sie theils durch ein Kapital, das sie noch bei Verwandten ausstehen hatte, theils durch den Beistand treuer Freunde zusammenbrachte. Die Lösung dieser Ehe war eben dem ganzen Verlauf derselben angemessen.

Inzwischen war Wilhelmine auf einige Zeit nach Dresden zurückgekehrt und hier empfing sie einen

Beweis von Theilnahme, von dem sie oft mit der innigsten Dankbarkeit erzählte. Ein Unbekannter, dem höhern Bürgerstande angehörend, schickte ihr aus Berlin eine Summe Geldes. Er schrieb dabei in einfach herzlicher Weise, daß er von den bedrängten Verhältnissen der Künstlerin gehört hätte und bat sie, den kleinen Tribut seiner Verehrung nicht zu verschmähen. Wilhelmine antwortete ihm:

Dresden, 30. December 1848.

„Geehrtester Herr!

Vergebens würde ich mich bemühen, Ihnen die freudige Ueberraschung zu schildern, welche mir der gestrige Empfang Ihres Schreibens bereitete. Nehmen Sie den tiefgefühltesten Dank und die Versicherung, daß ich den ganzen, vollen Werth Ihrer Hingebung aus tiefster Seele anerkenne! Sie sind der einzige Mensch, der in unsrem großen deutschen Vaterlande daran gedacht hat, daß eine deutsche Künstlerin in Noth sein könnte, und sicher machen Sie hier eine große Ausnahme, denn noch habe ich es nicht erlebt, daß der Deutsche es zur Nationalsache gemacht hätte, seine heimischen Künstler nicht untergehen zu lassen, ein Beispiel, welches uns alle andern Nationen so oft gegeben, was aber in Deutschland noch keine Nachahmung gefunden. — Mich hat schweres Unglück getroffen, doch bin ich davon mehr moralisch als materiel niedergebeugt; ich weiß mich einzuschränken und habe das Glück, die Entbehrung aller überflüssigen Bedürfnisse nicht zu fühlen. Wären meine

Seelenleiden nicht so tief, so hätte ich mich vielleicht schon längst wieder aufgerafft und durch die Ausübung meiner Kunst meine äußere Lage verbessert. Indessen davon hält mich für den Augenblick mehr als ein Grund ab und wahrscheinlich werde ich das bescheidene Loos, welches mir gefallen, dem Rücktritt in die Kunstwelt vorziehen. Nehmen Sie Ihre Freundesgabe zurück — ich bedarf ihrer in diesem Augenblicke nicht, gestatten Sie mir aber mich im Fall der Noth offen und vertrauensvoll an Sie zu wenden, was ich mit voller Unbefangenheit thun werde, denn Sie sind mir seit gestern kein Fremder mehr! Mitte Januar bin ich in Berlin und werde den Winter dort zubringen. Ich werde keine Fehlbitte thun, die dahin geht, daß mein erster Gang zu Ihnen sein darf.

Da ich nicht die Freude habe, persönlich von Ihnen gekannt zu sein, so kann sich nur die Künstlerin Ihr Wohlwollen erworben haben und das macht mich stolz! Ich habe ein aufrichtig, redlich Herz und mit diesem Herzen dankt Ihnen und grüßt

Ihre achtungsvoll ergebene

Wilhelmine Schröder-Devrient."

Die Künstlerin hat dann auch die Bekanntschaft des wackeren Mannes gemacht und hat ihm bis an ihr Ende die freundschaftlichste Zuneigung bewahrt.

Anfang März 1849 ging Wilhelmine nach Paris. Das Verlangen nach künstlerischer Thätigkeit war wieder erwacht und sie hoffte dort am leichtesten Anknüpfungspunkte zu finden. Aber die Zeitverhältnisse waren ihren Plänen nicht günstig. Die politischen Kämpfe verschlangen jedes andre Interesse — überdies bedurfte sie einer längern Ruhe für ihre durch Anstrengungen und Leiden sehr erschöpfte Stimme, und so kehrte sie unverrichteter Sache nach Deutschland zurück.

Damals kam sie auch nach Frankfurt a. M. und besuchte die Paulskirche, wo ich zum ersten Male mit ihr zusammentraf.

Es war am Tage der Kaiserwahl, den 28. März. Auf der Damentribüne war bereits Kopf an Kopf gedrängt, als sich eine Dame meinem Platze näherte. Sie war sehr einfach gekleidet, aber ihr Anstand war der einer Königin und es lag etwas Gebietendes in dem festen Blicke des klaren, hellblauen Auges.

Sie schien sehr bekannt zu sein, denn man beeiferte sich, ihr Platz zu machen, und begrüßte sie von allen Seiten. Auch mein alter Freund Ludwig von Starklof, der auf seinem gewöhnlichen Journalistenplatze vor der Damentribüne saß, schien sie zu kennen. Mit großer Freude bot er ihr den Stuhl, der zufällig zwischen ihm und mir leer geblieben war, und gleich darauf saß die Fremde an meiner Seite.

Es war Wilhelmine Schröder-Devrient. In der ersten Pause wurde ich ihr von meinem alten Freunde vorgestellt und mit der Freundlichkeit aufgenommen, die ihr jedes Herz gewann.

Inzwischen war ihre Anwesenheit auch unter den Abgeordneten bekannt geworden; eine Menge ihrer Freunde und Bewunderer aus allen Theilen Deutschlands kamen herbei, sie zu begrüßen. Sie war von der liebenswürdigsten Heiterkeit, witzig, zuweilen sogar etwas boshaft. Aber dann kam wieder ein so ernstes, tiefgefühltes Wort, daß man sie lieb haben mußte. Ich fand Alles bestätigt, was ich von dem Zauber dieser wunderbaren Frau gehört hatte.

Plötzlich fragte sie: „Ist Detmold nicht da? Warum kommt er nicht? Ich will ihn sprechen."

Sie erhielt die Antwort: Detmold säße auf der äußersten Rechten und würde nicht wagen, sich unter die Wölfe zu mischen. Wir saßen nämlich zwischen den Säulen, die sich längs der äußersten Linken hinzogen.

Frau Schröder-Devrient blieb indessen dabei: Detmold müsse kommen. Einer der Herren ging also hin, ihn zu holen, brachte aber den Bescheid: der kleine Mann bäte um die Erlaubniß, der Gefeierten im Hotel seine Aufwartung zu machen; hier könne er nicht einmal hinaufreichen, ihr die Hand zu geben.

Die Künstlerin lachte. „Er soll nur kommen, ich will mich schon herunterbeugen," sagte sie. „Augenblicklich soll er kommen, sonst will ich ihn gar nicht sehen."

So kam er denn, der kleine verwachsene Mann mit dem geistreichen Gesicht und den boshaften Augen. „Mein lieber Detmold," sagte sie, als sie ihn erblickte, beugte sich über die Logenbrüstung und reichte ihm die Hand. Er legte die schmalen Finger hinein, der Unglückliche; und nun hielt sie ihn fest und sagte ihm in der liebenswürdigsten Manier, wie im Scherz, die bittersten Dinge über den schnellen Wechsel seiner politischen Farbe und über seine Feindseligkeiten gegen frühere Gesinnungsgenossen. Der Kreis, der sich um die Beiden gebildet hatte, wurde immer größer, die Miene des Angegriffenen immer verlegner. Sein sonst so schlagfertiger Witz schien ihn vollständig verlassen zu haben — er zwang sich zum Lachen, stotterte unverständliche Worte und gab sich die größte Mühe, sich den Händen seiner Peinigerin zu entreißen. Vergebens! Er mußte aushalten, bis ihn die Glocke des Präsidenten von seiner Qual erlöste.

Die Verhandlungen nahmen ihren Verlauf. Wilhelmine Schröder-Devrient verfolgte dieselben in leidenschaftlicher Erregung. Sie war begeistert für die französische Republik und unglücklich über die

Alles für's Volk! Nichts für den Kaiser!

Wilhelmine Schroeder Devrient.

Frankfurt d. 28 März
1849

Wendung der Dinge in Deutschland. Bald warf sie mir, bald Starklof ein paar Worte zu, und wenn sie schwieg, war es ein köstliches Schauspiel zu sehen, wie sich jede Empfindung, Zorn, Schmerz, Begeisterung, Ungeduld in den ausdrucksvollen Zügen spiegelte.

Tags darauf wollte ich Frankfurt verlassen; ich hatte mein Album mitgebracht und empfing von mehren Freunden Beiträge zu meiner Autographensammlung. „Haben Sie noch ein leeres Blatt?" fragte mich Frau Schröder-Devrient. „Sie sollen auch von mir ein Andenken haben." Ich hätte nicht gewagt, sie darum zu bitten, aber wie gern gab ich ihr das Buch! Sie nahm eine der abgeschriebnen Journalisten-Federn und schrieb mit zolllangen Buchstaben, in der kühnsten, festesten Handschrift, die ich je gesehen habe:

„Alles für's Volk, Nichts für den Kaiser!"
Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Frankfurt ging die Künstlerin nach Dresden zurück und hier erlebte sie den Ausbruch der Mairevolution, die auf ihr Leben vom unheilvollsten Einfluß sein sollte.

Es war am Nachmittag des 4. Mai, als am Zeughause die ersten Opfer fielen. Wilhelmine befand sich in der ersten Etage eines Hauses am Altmarkt, als plötzlich der ganze Platz von wildem Geschrei erdröhnte. Sie stürzte ans Fenster, eine

blutende Leiche wurde vorbei gefahren und die wilden Ausrufungen des Volkes, das den Karren umdrängte, machten ihr den ganzen Vorgang klar. Mit einem Schrei des Entsetzens lehnte sie sich über die Brüstung und rief ein paar kaum verständliche Worte in die tobende Menge hinunter. Aber schon im nächsten Augenblicke wurde sie vom Fenster zurückgezogen — und ihre vielbesprochne Betheiligung am Maiaufstande, die ihr später unzählige bittre Stunden bereiten sollte, war zu Ende!

Wie die meisten Frauen wurde auch Wilhelmine Schröder-Devrient in ihrer politischen Richtung nur durch das Gefühl bestimmt. Zu allen Zeiten hatten sich ihre Sympathien dem Volke zugewandt, wie viel mehr mußte das in jenen Tagen der Fall sein, als ein frisches Leben in die Massen drang und Jeder bereit war, Gut und Blut im Kampfe für seine Ueberzeugung hinzugeben. Sie hätte nicht sie selbst sein müssen, wenn sie beim Anblick dieser noch blutenden Wunden, dieser eben gebrochnen Augen im Stande gewesen wäre, den Jammerschrei ihres Herzens zu unterdrücken.

Am nächsten Morgen verließ Wilhelmine die von allen Schrecken des Bürgerkrieges bedrohte Stadt. „Der Frühling hatte sich in voller Schönheit über die Erde ausgebreitet," schreibt sie, „und nie werde ich den erschütternden Eindruck vergessen, den es auf

mich machte, als ich durch die üppig blühenden Fluren fuhr, über welche der Himmel seinen hellsten Glanz ergoß, während aus der im Thale liegenden Stadt die Sturmglocken des Aufruhrs herüber schallten. Tief habe ich da Schiller's Worte empfunden:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Wilhelmine wendete sich zunächst nach Gotha und von dort nach Heidelberg. Von hier aus schrieb sie einer Freundin nach Dresden:

27. Mai 1849.

. . . „Werden Sie nicht erstaunen, mich, die ich mich kaum glücklich aus den Gefahren, die mir in Dresden drohten, gerettet hatte, hier in Heidelberg, dem Lande der Anarchie, der Revolution und Gesetzlosigkeit zu finden? Herrschte doch über unser ganzes armes Deutschland eine solche Ruhe, Würde und muthige Entschlossenheit wie hier! Wehte doch über allen Fluren unsres blutenden Vaterlandes der Hauch der wahren Freiheit, des kräftigen Bewußtseins dessen, was man will und muß wie hier — die Menschen würden alle so frei athmen, ihnen die Brust so weit werden, wie mir, die ich mich unter solchen Menschen, in solcher Natur ganz glücklich und frei fühle! — Glauben Sie kein Wort von den Lügen und Verleumdungen, die über die hiesige Bewegung ausgesprengt werden. Man ist sich bewußt, was man will, aber Alles geht mit der größten Ordnung und

Ruhe von statten und ein Geist, der Geist der ächten nothwendigen Freiheit belebt hier die ganze Bevölkerung, und das Militär, das an andern Orten dem Volke feindlich gegenübersteht, geht hier mit dem edelsten Beispiele voran. Der Soldat fühlt hier, daß er vor Allem Bürger und dann erst Soldat ist. Gestern war die Stadt erleuchtet und ich habe so viel Lichter an meine Fenster gestellt, als nur irgend anzubringen waren. Die gute Sache muß endlich doch siegen!"

Dieser Zustand der Dinge war indessen nicht von langer Dauer. Schon nach wenigen Wochen wurde Wilhelmine durch die wachsenden Unruhen aus Baden vertrieben und ging nun nach der Schweiz, die sie bis jetzt nur zum kleinsten Theile kannte. Sie wohnte längere Zeit am Brienzer See. In der Frische und Stille, in der Pracht der Natur, die sie umgab, fand sie Genesung für Leib und Seele. Als der Winter sie abermals nach Paris führte, war sie wieder heiter, lebensmuthig, hoffnungsreich.

Damals schrieb sie an Clara Schumann:

Paris, 3. Januar 1850.

. . . „Ich lebe still und zurückgezogen von der Welt, glücklich und zufrieden, und nicht der leiseste Wunsch taucht in meiner Seele auf, mich der Vergessenheit entrissen zu sehen, in welche ich für die Welt gekommen zu sein scheine. Mein staatsgefähr-

liches, königsmörderisches, hochverrätherisches Auftreten in den blutigen Maitagen in Dresden scheint man auch ganz überwunden zu haben, und vielleicht schämt man sich jetzt, die menschlichste aller Regungen, das Entsetzen vor einem eben gemordeten Menschen, auf eine so hämische und böswillige Weise ausgebeutet zu haben. Die tiefste Verachtung ist das einzige Gefühl, welches ich solcher Böswilligkeit gegenüber empfinde. — Dem öffentlichen Künstlerleben habe ich allen Ernstes und für immer entsagt und werde selbst nicht einmal mehr in der Weise auftreten, wie ich es im vorigen Winter an Deiner Seite gethan. Ich habe meine Künstlerlaufbahn würdig beschlossen, ich habe es Hand in Hand mit Dir gethan und ein ganz besonderes befriedigendes Gefühl ist es für mich, daß ich in Leipzig meinen Schwanengesang gesungen, denn Leipzig war eine der wenigen Städte Deutschlands, wo man mich ganz verstanden, und Leipzig wird in der Rückerinnerung an mein künstlerisches Wirken den ersten Platz einnehmen. Nicht der holden Muse, aber ihrem Dienste habe ich entsagt und von nun an werde ich ihr nur an einem stillen Hausaltar opfern, ihn nicht mehr mit dem drückenden Lorbeer schmücken, sondern ihn mit duftenden Blumenkränzen umwinden, die mir eine liebende Hand mit stillem innigen Entzücken auf das Haupt drückt.

Mir ist leicht und wohl, daß Nichts mich in eine Laufbahn zurückdrängt, der ich allerdings viel schöne, erhabene, aber auch schmerzliche und qualvolle Momente verdanke. Ich habe meine Kunst geliebt und sie mit heiligem Enthusiasmus ausgeübt — ob ich

etwas erreicht, ob ich denen, die nach mir kommen, etwas hinterlassen habe? Das ist die Frage! Mein Streben war nach dem Höchsten und gern habe ich mitgetheilt, gern habe ich übertragen, wenn man es von mir begehrte und wo ich einen fruchtbaren Boden zu finden glaubte. Leider habe ich keine Resultate aufzuzählen und nur das Räuspern und Spucken ist manchmal gelungen. Die Geistes- und Herzensarmuth war zu groß, der Boden zu steril, als daß er die kräftigen und gesunden Wurzeln fassen konnte, die ich aus meinem Herzen gerissen habe, um sie zu verpflanzen. Was sie jetzt treiben, darüber möchte man blutige Thränen weinen! Wo ist die Wahrheit, die Natur hin? wo der göttliche Funke, der in schwachen wie starken Gemüthern zündet? Strohfeuer, widerliche Unnatur, Geschrei und Geheul, und statt von heiliger Begeisterung bis ins tiefste Mark erschüttert zu sein, geht man abgespannt, mißmuthig davon und ärgert sich, daß man so viel Geld für vergoldete Dekorationen und bengalisches Feuer ausgegeben hat, was die Leere ausfüllen, die Schwäche bedecken soll, die all diese neuen Machwerke sehen lassen.

Mit diesen Empfindungen habe ich die Vorstellung des Propheten verlassen, welcher ich beigewohnt. In ein detaillirtes Urtheil über diese Arbeit einzugehen, ist weder meine Sache, noch meine Absicht. Du wirst ihr bald selbst Dein eignes Urtheil anmessen können, denn wie ich höre, soll der Prophet bald in Dresden zur Aufführung kommen. Meyerbeer hat nach meiner Ansicht in diesem Werke seinen vollständigen Banquerott erklärt und alle Minen, die er

springen läßt, sind nur dazu gut, den unwissenden Theil des Publikums, der leider immer der überwiegende ist, noch für eine Weile zu täuschen" . . .

Den 6. Jan.

„Ich bin neulich Abend unterbrochen worden und komme erst heute dazu, diese Zeilen fortzusetzen. Ich habe sie begonnen zu einer Stunde, zu welcher wir im vorigen Jahre vereint einem verehrten Freunde ein Dankopfer aus vollen Herzen darbrachten, an Carus' Geburtstage. Waret Ihr wieder dort vereint und habt Ihr meiner nur den kleinsten Theil so viel gedacht, wie ich Eurer, so will ich voll warmer Dankbarkeit sein. Ich war mit Leib und Seele dort, und wenn Carus nur ein wenig gehorcht hat, so hat er seine Armida gehört — und wenn ein liebevoller Gedanke aus Deiner Seele sich zu mir gedrängt hat, so mußt Du das „Frühlingslied" gehört haben.

Wüßten doch die wenigen Menschen, denen ich so von ganzem Herzen gut bin, und worunter Carus mit obenan steht, wie ehrlich ich's mit meiner Liebe für sie meine. Aber ich fürchte, sie glauben es mir nicht recht, weil ich gar nicht die Gabe besitze, für meine Gefühle Worte zu finden, sind darum weniger warm und innig gegen mich, wie ich es wohl verdiente und von ganzer Seele wünschte — und ferne von ihnen vergessen sie mich schnell und leicht und bedenken nicht mehr, daß ich ihnen ein Stück von meiner Seele gegeben. — Wie oft habe ich meine Armide für Carus ganz allein gesungen. Da sah ich ihn aufmerksam in der Loge sitzen und weil ich

ihm dankbar ergeben bin, weil ich ihn lieb hatte, habe ich meine Sache so gut gemacht, als ich nur irgend konnte. Ich vergesse nicht und für jeden Beweis von wahrer Liebe und Freundschaft trage ich ein Dankgefühl durchs ganze Leben in der Brust."

Den 13. Jan.

„Ich will versuchen, ob es mir vielleicht heute gelingt, diese Zeilen zu beendigen, die nun schon seit zehn Tagen begonnen sind. Die Tage sind immer noch so kurz und hier in Paris will die Zeit nirgend hinreichen. Um diese Blätter nicht noch einmal bei Seite zu legen, will ich mich so kurz als möglich fassen. — Anfang März werde ich auf kurze Zeit nach Dresden kommen. Ich werde meine deutsche Heimath nur flüchtig sehen, um von ihr und Denen, die mir dort lieb und theuer sind, Abschied zu nehmen. Wann und ob ich wiederkehre, darüber muß ein Höherer entscheiden. Ich werde ganz still, ganz einsam auf dem Lande leben, also nur aus weiter Ferne den traurigen oder glücklichen Ereignissen folgen können, die mein armes Vaterland treffen werden. Möchten sich endlich die Wirren lösen und die Sonne der Freiheit im weitesten Sinne des Wortes dem Theile der Erde scheinen, der es am meisten verdient und der es so lange vergebens erstrebt."

Im Laufe dieses Winters verlobte sich Wilhelmine Schröder-Devrient mit Herrn von Bock aus Livland, den sie seit Jahren kannte, und in dem sie das volle Verständniß, die treue Liebe fand, deren sie so sehr bedurfte.

Am 14. März 1850 wurden sie in Gotha getraut. Wilhelminens Künstlerlaufbahn war damit abgeschlossen.

Sie schreibt darüber:

. . . „Wie soll ich Euch nun deutlich machen, welche Wandlung in meinem ganzen Wesen vorging, als Heinrich in meinen Lebensweg trat. Es war Verehrung, Anbetung, die ich für ihn empfand und als er mich aus meiner Demuth emporzog, an sein Herz, da flammte eine Liebe in meiner Seele auf, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte! Ich fühlte ein ganz neues Leben in mir aufsprossen und war vor Allem davon durchdrungen, daß ich diesem Manne Alles zu Füßen legen müßte, was ich hatte. Aber ich hatte nichts mehr, als meine Kunst, war sonst bettelarm, ein Leben voll Täuschungen und Irrthümern lag hinter mir — ich hatte eben nichts, als die Göttergabe des Genius, eine reine Seele und ein unbeflecktes Herz. Obwohl Heinrich frei von Vorurtheilen war, lag es doch in den Verhältnissen, daß ich, um ihm zu gehören, meine öffentliche Stellung als Künstlerin aufgeben mußte. Ich that es mit freudvollem Herzen, obwohl meine damalige Lage es mir eigentlich zur Pflicht machte, meine Künstlerlaufbahn fortzusetzen, anstatt sie in der Fülle meiner Kraft urplötzlich zu verlassen, aber es war damals eine unabweisbare innere Nothwendigkeit, dem Manne, der mir das Leben wiedergegeben, der mich aus dem Abgrunde der Verzweiflung emporgezogen, ein Opfer der unendlichsten Dankbarkeit und

Liebe zu bringen. So stieg ich denn herab, von der Höhe meines Ruhmes, entblößte mein Haupt von dem wohlerrungenen Kranze und hoffte, daß die Blumen, die fortan meine Stirne zieren sollten, weniger drückend sein würden, als der dunkle Lorbeer."

VI.

Nur zu bald sollte Wilhelmine erfahren, daß auch die innigste Herzensbefriedigung nicht vor Kämpfen und Schmerzen schützt. Sie begleitete ihren Mann nach Livland, wo derselbe Ritterschaftsgüter in Pacht hatte und das Gut Trikaten bewohnte. Sie trat damit in Verhältnisse ein, die ihrem Wesen, ihrer Eigenthümlichkeit, nach keiner Seite angemessen waren. Die Gleichförmigkeit des Landlebens hätte schon an und für sich genügt, sie unglücklich zu machen. Sie bedurfte eines immerwährenden, wechselvollen Verkehrs mit der Außenwelt, weniger um Anregungen zu empfangen, als um den Reichthum des eignen Wesens auszuströmen. War ihr das versagt, so wurde ihr das rastlose Treiben und Fluthen ihres Geisteslebens zur unerträglichen Pein. Sich selbst hat sie das niemals klar gemacht und hat immer nur in

äußeren Zufälligkeiten die Ursache des Leidens gesucht, das tief in ihrer Natur begründet war.

Es fehlte freilich auch nicht an äußerer Veranlassung zum Unbehagen. Klima, Lebensweise, häusliche Einrichtungen, Alles war anders als in Deutschland und Wilhelmine war nicht mehr jung genug, um sich in das fremde Leben einzugewöhnen.

Sie suchte ihre Umgebung den eignen Wünschen und Gewohnheiten nachzuformen, aber der Versuch mislang, mußte mislingen, da die Menschen, auf die sie wirken wollte, nicht einmal ihre Sprache verstanden. „Mit der ganzen Energie meiner Seele warf ich mich auf die Thätigkeit in meinem Hausstande," schreibt sie; „ich hoffte dadurch die Lücke auszufüllen, die durch das Aufgeben meines künstlerischen Berufes in mein Leben gekommen war. Ich wollte reformiren, wollte die Menschen aus ihrer Verthierung herausziehen, wollte sie lehren und unterweisen — aber alle Mühe war vergebens! umsonst habe ich ein volles Jahr mit Trägheit, Rohheit, Sklavensinn, mit Dummheit, Böswilligkeit und Unsauberkeit gekämpft, bis meine Kraft zusammenbrach und meine ganz zerrüttete Gesundheit die Rückkehr nach Deutschland nothwendig machte."

Ein vollständiges Bild ihrer Stimmung und Lebensweise giebt ein Brief Wilhelminens an

ihren langjährigen Freund, den Geheimerath C. G. Carus in Dresden. Sie schreibt:

„Mein hochverehrter Freund!

Sie hätten längst meinen Dank für Ihr liebes, liebes Schreiben empfangen, wäre ich nicht zum größten Theile durch Krankheit und dann durch Besuche abgehalten worden, die man hier zu Lande gleich auf mehrere Tage im Hause hat. Vor allen Dingen möchte ich Ihnen noch danken, daß Sie das Zeichen meiner Anhänglichkeit und Verehrung so freundlich aufgenommen und im Herzen gefühlt haben, daß ich Sie nie und nimmermehr vergessen kann. Es ist mir immer schwer geworden, für Gefühle, in welche meine ganze Seele getaucht war, Worte zu finden, und so können Sie es eigentlich bis zu dieser Stunde noch nicht wissen, was ich Ihnen in meinem Herzen eingeräumt habe. Nur so viel weiß ich, daß ich die Tage, an denen Sie zu mir gesprochen, in einer erhöhten Stimmung zubrachte, welche ich nicht selten in meine Darstellungen, meine Lieder übertrug. Sah ich Sie in der Loge, im Saale sitzen, mir aufmerksam zuschauend und horchend, da habe ich oft ganz allein für Sie gesungen und hätte es Ihnen gern so recht zu Danke gemacht. Ihre freundlichen Worte haben mich dann über manches Mislungene getröstet und beruhigt, und mich angefeuert, es das nächste Mal besser zu machen. Wußt' ich doch, daß Sie unter so viel Larven nicht allein die einzige fühlende Brust, sondern auch die ruhige Klarheit des besonnenen Urtheils mitbrachten. Lob und

Tadel war mir aus Ihrem Munde gleich erfreulich. Habe ich nun zwar lange nicht erreicht, was ich gewollt; bin ich auch weit hinter dem zurückgeblieben, was ich eigentlich empfunden, so muß ich mich, muß ich Euch, die Ihr wohl manchmal mit Recht mehr von mir fordern konntet, mit dem alten Sprüchwort trösten: ein Schelm macht's besser als er kann — ich habe gethan was ich konnte. Jetzt blicke ich manchmal nicht ohne Wehmuth auf mein künstlerisches Wirken zurück, denn war ich auch noch weit vom Ziel entfernt, so war ich doch immer den Andern ein großes Stück voraus. Doch das ist von der Mehrzahl längst vergessen, und das Mittelmäßige, das jetzt in meiner Kunst geleistet wird, genügt vollkommen. Ich spreche das oben Gesagte nicht ohne Schmerz aus, denn ich hatte gehofft, für länger als einen flüchtigen Augenblick gestrebt zu haben. Doch das ist das traurige Loos des Mimen, daß, einmal aus dem Kreis des Wirkens heraus getreten, seine Spur nur allzu schnell verweht wird! und doch weiß ich, daß ich in manchen Herzen fortlebe, die mir tausend andere aufwiegen, und in dieser Gewißheit liegt für mich ein großer Trost, eine freundliche Genugthuung.

Sie wollen von meinem Leben wissen, theurer Freund! es ist still und einfach und mitunter wohl etwas zu monoton, was hauptsächlich in den hiesigen Ortsverhältnissen liegt; man lebt einsam auf seinem Gute, kommt mit den nächstwohnenden Nachbarn höchst selten zusammen und muß seine Zeit, so gut es bei dem gänzlichen Mangel an äußerer Anregung

gehen will, aus sich selbst heraus auszufüllen suchen. Ich habe viel gelesen und mich an älteren Sachen erhoben und erbaut, zumal an Goethe, der uns überall mit so viel Würde, Klarheit und antiker Ruhe entgegen tritt, daß seine Nähe uns immer in eine „behagliche" Stimmung versetzt. „Wahrheit und Dichtung" habe ich wieder mit unendlicher Befriedigung gelesen, nur ist dadurch meine Sehnsucht nach Italien wieder hoch in mir aufgeflammt! Nun wer weiß, vielleicht sehe ich das Wunderland früher als ich denke. Ihnen, mein theurer Freund, haben wir auch schöne und feierliche Stunden zu danken. Mein Mann hat mir Ihre Psyche vorgelesen und was mir in diesem hohen und edeln Werke unzugänglich war, wußte er mir mit Verstand und Klarheit näher zu bringen. Die würdige Richtung, die mein Mann auch in der Musik hat, läßt auch in diesem Fache nichts von der neuen Seichtheit zu und so sind Beethoven, Mozart, Schumann und Schubert noch immer unsere Auserwählten. Ich habe für Sie manches Lied aus dem reichen Schatze, den uns Schubert hinterlassen, hervorgesucht, die will ich Ihnen vorsingen und das vielleicht bald. Was mich sonst in meiner nächsten Nähe umgiebt, ist häßlich und grauenhaft; die Menschen sind kaum Menschen zu nennen, und was sie thun, treiben und hervorbringen, zeugt von der niedern Culturstufe, auf welcher diese Unglücklichen noch stehen. Was ließe sich über hiesige Zustände nicht alles sagen — sie sind entsetzlich. — Mein Mann ist ein edler, begabter Mensch, voll zarter Liebe und Sorgfalt für

mich, ach! und darum kein „Scheinbild!“ Sie werden ihn hoffentlich bald kennen lernen, denn wir wollen einmal freiere Luft athmen und uns Gesundheit holen, die leider uns Beiden fehlt. Ich bin sehr elend; zu meinen alten Leiden haben sich, durch Klima und eine meiner ganzen Natur heterogene Lebensweise hervorgerufen, neue gesellt, und besonders ist es die Leber, die mir viel zu schaffen macht. Da muß Carus helfen! und da der Haß in der Leber sitzt, müssen wir die vor allen Dingen vornehmen, denn weil so viel Liebe in meinem Herzen lebt, will ich nun auch den Haß vollends abschütteln, den ich doch noch gegen manches Menschenkind im Busen trage.

„Sie erinnern mich an meine Memoiren — noch habe ich mich nicht entschließen können ans Werk zu gehen; ich muß da so manche Wunde aufreißen, die kaum geheilt, manch strenges, unerbittliches Urtheil fällen über Solche, die noch leben und die ich gern schonen möchte. Einen Schritt habe ich für diese Arbeit gethan, ich habe meine Papiere geordnet und kommt einmal die gehörige Stimmung über mich, so liegt manches schon bereit.“

1851 ging Wilhelmine nach Ems. Im Herbst traf sie mit ihrem Gatten, der das Seebad von Ostende gebraucht hatte, wieder zusammen und machte mit ihm eine Reise nach Dresden. Kaum waren sie hier angelangt, als Wilhelmine, wegen ihrer angeblichen Betheiligung am Maiaufstande, zur Untersuchung gezogen wurde. Herr von Bock stellte Can-

tion und Wilhelmine, die Zeit ihres Lebens nichts so sehr gescheut hatte, als Conflicte mit den Behörden, ging sofort nach Berlin, um von dort aus die nöthigen Schritte zu thun. Hier traf sie ein neuer Schlag: auf Grund der Dresdner Anklage wurde sie aus Rußland ausgewiesen.

Ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen, besonders als Herr von Bock im Frühjahr nach Livland zurückkehren mußte. Alles was ihr peinlich, beinahe unerträglich gewesen war, trat zurück vor dem Verlangen, mit ihrem Manne vereinigt zu sein, aber während schon zu Ende 1851 die Untersuchung in Dresden niedergeschlagen wurde, mußte Wilhelmine bis zum Winter 1853 warten, ehe die ersehnte Erlaubniß zur Rückkehr nach Rußland erfolgte. Welchen verdüsternden Einfluß diese Verwickelungen auf sie ausübten, geht am deutlichsten aus einem Briefe an Carus hervor, den sie am 2. Januar 1852 von Berlin aus schreibt:

„Hochverehrter Freund!

Sie haben mir so manches Jahr gestattet, mich an dem Tage Ihres Wiegenfestes in den Kreis derer mischen zu dürfen, die sich um Sie drängen, um ihre Glückwünsche zu bringen, sei es mir, der Ausgestoßenen, auch dies Jahr vergönnt, die Wünsche wiederholen zu dürfen, die ich Ihnen in den vergangenen Jahren aus vollem, treuem, wahrhaftem Herzen gebracht hatte. Mögen Sie denn Allen,

denen Sie Freund, Rather und Tröster sein können, noch lange, recht lange erhalten bleiben! Gern hätte ich Ihnen diesmal, da mich der Zufall so in Ihrer Nähe hält, diese Wünsche selbst überbracht, aber mein Fuß wird jene Stadt, die mich mit dankbarem Jubel statt mit Polizei-Maaßregeln hätte empfangen sollen, in diesem Leben nicht mehr betreten. Es beschleicht mich überhaupt bei dem Schreiben dieser Zeilen ein Gefühl der Wehmuth, denn mir ist, als müßte ich Ihnen ein ewiges Lebewohl sagen. Durch das ruchlose Verfahren gegen mich in Dresden bin ich — Dank sei es den Machinationen meiner dortigen Freunde — heimatlos geworden und wer weiß, wo mich der Strom des Lebens hinführen wird. Zudem fühle ich durch die letzte Katastrophe meines Lebens mein Herz so angefüllt mit Bitterkeit und Groll, daß es am besten ist, ich scheide auch von den letzten wenigen Freunden, die mir leider zu fern stehen, als daß sie diese herben Empfindungen in meiner Brust mildern könnten. Wie klein diese Zahl wahrer aufrichtiger Freunde war, die ich mir mit aller Treue und Offenheit von meiner Seite im Leben erworben hatte, das hat mich die letzte Zeit gelehrt. Doch fahret hin!" —

Den Sommer 1852 verlebte Wilhelmine von ihrem Gatten getrennt, theils in Coburg, theils in Schlangenbad. Im Herbst kam Herr von Bock sie nach Paris abzuholen. Mit ihm vereinigt, in Umgebungen die ihr behagten, inmitten eines regen geselligen Verkehrs, fand sie die verlorne Frische und

Freudigkeit wieder. Aber trotz ihrer entschiedenen Vorliebe für die Franzosen und für französisches Wesen, fühlte sich Wilhelmine doch eigentlich nur heimisch und behaglich, wo das deutsche Element vorherrschte, und so waren es denn auch vorzugsweise deutsche Künstlerkreise, mit denen sie verkehrte. Unter diesen behaupteten eine hervorragende Stelle — auch in der Vorliebe Wilhelminens — die Abende bei Ferdinand Hiller, der damals in Paris lebte und mit dem sie seit Jahren in den freundlichsten Beziehungen stand. Dort war man sicher, den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten aus der deutschen und französischen Künstlerwelt zu begegnen, und es fehlte, unter den Auspicien des Meisters, nicht an auserlesenen musikalischen Leistungen. Ueberhaupt gab sich Wilhelmine den künstlerischen Genüssen, die Paris in so reichem Maaße bietet, mit voller Seele hin. Der Besuch der Museen — besonders der Antiken im Louvre — entzückte sie immer aufs Neue. Wie hoch sie die Leistungen der Doche, der Rachel schätzte, ist bereits gesagt. Nur mit der musikalischen Richtung war sie nicht einverstanden. An Clara Schumann schreibt sie im November 1852:

.... „Meiner Kunst möchte ich noch nicht gern entsagen, so lange ich wenigstens Seelen finde, die mich in meinen Tönen verstehn; blicke ich aber hier um mich, sehe ich das seichte, oberflächliche Treiben,

den gänzlichen Mangel der Fähigkeit, ein tiefes wahres Gefühl zu begreifen, dann frage ich mich: was willst du hier mit deinen Liedern? und ängstlich preßt sich mein Herz zusammen und meine Töne schweigen. Ich habe bis jetzt noch nicht viel hier gehört, denn es giebt nichts zu hören, aber das Wenige war, mit geringen Ausnahmen, für die Kunst — ich meine für unsere Kunst — trostlos genug.

Ueber Halevy's „ewigen Juden" kann ich Dir nur soviel sagen: daß ich und mein Mann den Gähnekrampf bekamen und inmitten des 4. Aktes fortgingen, denn wir konnten diesen Unsinn und diese Langeweile nicht mehr aushalten. O Gott, wohin ist es mit der heiligen Kunst gekommen! Aller Teufel ist in diesem Machwerk losgelassen; Decorationen, Aufzüge, Kostüms, bengalische Feuer, Pulverexplosionen sind von einer schlechten zusammengestoppelten Musik begleitet, und je ärger die Sänger dieser Musik schreien und brüllen, desto mehr wird applaudirt. Und nun noch das Sujet: Unsinn, nichts als Unsinn! alles um die oben erwähnten Sachen anzubringen. Ja, dabei müssen Kunst und Künstler zu Grunde gehen!

Den 23. Nov.

„Ich wurde neulich unterbrochen, meine gute Clara, und nun liegen zwei Tage zwischen Anfang und Ende dieses Briefes, die ich wieder sehr unwohl zugebracht habe, woran unsere abscheuliche Wohnung schuld ist, die für den Sommer ganz allerliebst sein mag, aber für die jetzige Jahreszeit, wo es kalt und

regnerisch wird, fast unbewohnbar wird; wenigstens für uns Deutsche, die wir an gute Oefen gewöhnt sind, und uns mit rauchenden Kaminen nicht befreunden können, wo es vom Schornstein ins Feuer hinein regnet, wie es eben bei mir der Fall ist. Kurz, es ist doch in Deutschland auch manches recht Gute! — Das schlechte Wetter hat uns abgehalten heute nach der Stadt zu fahren, zumal wir alle Beide nicht ganz wohl sind, sonst hätte ich diesen Zeilen noch einen musikalischen Bericht beifügen können, denn wir hatten eigentlich die Absicht, die erste Aufführung der Oper: Louisa Miller, welche heute von den Italienern gegeben wird, mit anzusehen. Das Sujet ist Schiller's „Kabale und Liebe" entlehnt und die Musik von Verdi. Auf dieses Machwerk bin ich wirklich neugierig; eine so grunddeutsche, sentimental-bürgerliche Handlung zu einer italienischen Oper, mit Chören und sonstigem Spektakel zugestutzt, muß wirklich ganz possirlich sein."

Im Laufe dieses Winters war es Wilhelminen noch einmal beschieden, die deutsche Kunst in Paris auf das Würdigste zu vertreten. Sie sang zum Besten des deutschen Hülfsvereins, und am folgenden Morgen erhielt sie von dem bekannten Kritiker Gathy folgende Zeilen:

Paris, 11. Febr. 1853.

„Verehrte Frau! wozu es mich gestern unwiderstehlich drängte in meiner Freude, das muß ich heute geistig wiederholen: Ihnen die Hand drücken, so recht aus der Fülle des bewegten Herzens.

Das war ein Triumph deutſcher Kunſt in Paris! Welche Bewegung beim Erſcheinen der großen Sängerin, deren Namen auch hier in der Fremde am Kunſthimmel in ungetrübter Glorie prangt! Bei ihrem Auftreten welche Spannung der Gemüther, welche Gefühle bei ihrem Geſang, wie ſchwebten über uns Allen die Töne ſo übermächtig, daß unter ihrer hinreißenden Gewalt Alle in eine einzige Seele zuſammenfloſſen, in eine und dieſelbe Empfindung! Von dem Ausdruck der Begeiſterung, von dem nimmer raſtenden Erguſſe will ich ſchweigen. Und wie viele waren, denen der Zauber der Worte, dieſes zum vollen Verſtändniß und Genuß des Kunſtwerks ſo weſentlichen Theils, gänzlich unzugänglich blieb! ein Sieg der reinen Gemüthskraft alſo, in der Vollendung des künſtleriſchen Ausdrucks.

Und war es nicht charakteriſtiſch und rührend zugleich, daß flüſternd von Mund zu Mund auf franzöſiſchen Zungen durch den ganzen Saal das begeiſterte Wort „Fidelio“ flog und Erinnerungen belebte, die, wie in ganz Deutſchland, auch hier unverlöſchlich bleiben, hier in Paris, dem Orte des Leichtſinns und des Unbeſtandes, des Wechſels und der Vergeßlichkeit aller Dinge, der höchſten und wichtigſten Angelegenheiten? wie muß ſich nicht glücklich fühlen bei ſolchem Erlebniß der Hochbegabte, im ſtolzen Bewußtſein ſeiner ſo mächtig einwirkenden Perſönlichkeit.

Ja es iſt noch immer dieſelbe geniale Frau, die wir früher gekannt; und mit dem Namen Fidelio auf immer verſchmolzen und unſterblich in den Annalen

der Geschichte, bleibt als Ausdruck des höchsten Kunstgenusses, als Gegenstand der unbedingten Bewunderung dem Herzen der Zeitgenossen theuer der Name Schröder-Devrient."

Aug. Gathy.

Im März 1853 kam Max Maria von Weber, der Sohn des Componisten, nach Paris. Er erzählt in seinem „Ausflug nach dem französischen Nordafrika":

„Paris war unbeschreiblich unbehaglich. Es war eiseskalt, doch lag kein Schnee. Der Wind jagte kalt-trocknen Staub durch die unelegant belebten Boulevards; ich fand kein andres Plätzchen in der prachtvollen Heimath der Million Normalfranzosen, wo ich mich geistig und leiblich durchwärmt gefühlt hätte, als am Kamine im kleinen Salon einer berühmten deutschen Frau. Der Zauber, den Wilhelmine Schröder-Devrient ausübt, ist ein andrer, kein geringerer geworden; ihre Lebensanschauungen haben sich geändert, die Genialität des Geistes und Herzens hat sie behalten. . . . Frau von Bock lebt mit ihrem Gatten, einem höchst liebenswürdigen livländischen Edelmann, zurückgezogen in Paris. Doch wenn sie auch die Welt vergessen wollte, die Welt kann sie nimmermehr vergessen, und so sammelt sich denn immer allerhand Vortreffliches um sie, so daß ihre Abende zu dem Angenehmsten gehörten, was sich in Paris finden ließ. Das Leben hat sie ernst, nicht verdrossen gemacht, denn großartig, wie Alles an ihr, ist ihre Lebensanschauung und der unvergleichliche

Humor, mit dem sie den Tausch ihrer Künstlerlaufbahn mit den geräuschlosen Pflichten der Vorsteherin eines Hausstandes betrachtet. Wie dürftig stehen die Gestalten unsrer neuen goldschlagenden dramatischen Nachtigallen neben der durch und durch künstlerisch-plastischen Erscheinung dieser hochbegabten Frau!"

Im Sommer 1853 brachte Wilhelmine längere Zeit in Mannheim zu, ging später mit ihrem Gatten nach Elgersburg in Thüringen und blieb dort, wo sie sich in der herrlichen Natur besonders wohl fühlte, bis Ende October, während Herr von Bock nach Rußland zurückkehrte, um noch einmal Alles daran zu setzen, Wilhelmine von der Verbannung zu erlösen. Nach unsäglichen Mühen und namhaften Opfern wurde endlich dies Ziel erreicht. Wilhelmine erhielt die ersehnte Kunde in Berlin, wohin sie sich von Elgersburg aus begeben hatte, und in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1854 trat sie ihre zweite Reise nach Trikaten an. Vorher schrieb sie an Carus:

Berlin, 2. Januar 1854.

Mein hoch und innig verehrter Freund!

„Die endliche glückliche Lösung unserer unseligen Angelegenheit wird Ihnen wohl schon bekannt geworden sein, und so greife ich denn heute mit jubelvollem Herzen zur Feder um Ihnen meinen herz-

innigen Glückwunsch zu Ihrem wiedergekehrten Wiegenfeste zu bringen. Mir ist so leicht und wohl in der Seele, daß ich allen Menschen ein gleiches Gefühl der Glückseligkeit wünschte und vor allen Ihnen, mein verehrter Freund, der Sie so Vielen zu Freude und Trost leben; aber leider wird es in Ihrer edeln Seele nicht so heiter glänzen, sondern Schatten der tiefsten Schwermuth dieselbe umziehen, da der Tag, an welchem Sie das Licht der Welt erblickten, zu nahe den berührt, an welchem sich zwei Augen schlossen, aus denen Ihnen die dankbarste und zärtlichste Kindesliebe entgegen lachte. Sie schwebe ein Engel des Lichtes über Ihrem Haupte und breite sanft und schützend ihre Flügel über Sie aus, damit Sie den Ihren, uns Allen noch recht, recht lange erhalten bleiben!

Ich werde nun in kurzer Zeit nach einem Lande zurück kehren, welchem ich, meinem ganzen Wesen nach, ewig fremd bleiben werde, und in welches mich nichts zurückruft, als meine heilige Pflicht, an welches mich nichts fesselt, als die Liebe und Hochachtung für den besten und edelsten Mann. Ich steige in ein offnes Grab und mit dem Niedersinken des russischen Schlagbaums versinkt auch für mich Alles, was sonst ein Leben wohl schmückt. Kunst und Poesie, der Verkehr mit Menschen, an deren reichem Wissen man sich erlaben kann, Industrie und Weltgeschichte, alles das bleibt jenseit dieses Schlagbaums zurück! Aber ich werde dort eine Häuslichkeit, Ordnung und Ruhe, wenigstens äußere Ruhe finden und an der Seite eines Mannes leben, der mir ein treuer, liebevoller

Freund ist. Ich werde nicht allein sein in der Einöde die mich erwartet, ich habe den treuen Freund, den geliebten Mann und — mich selbst!"

Die Ruhe, die Wilhelmine in ihrer Häuslichkeit zu finden hoffte, wurde ihr nicht zu Theil; es gelang ihr auch diesmal nicht, sich in Rußland einzugewöhnen. Ihr Körper litt mehr und mehr unter den Einflüssen des Klimas und ihr Gemüth wurde nur zu bald wieder von einem Heimweh bedrückt, das ihr Alles, was sie umgab, im düsterſten Lichte erscheinen ließ und sie endlich nach Deutschland zurücktrieb. Aber in Deutschland entbehrte sie den Gatten und die Sehnsucht nach ihm ließ sie wiederum vergessen, was ihr das Leben in Rußland unerträglich gemacht hatte. Ueberdies fand sie in der alten Heimat mancherlei, was sie schmerzlich berührte und ihr zu gerechten Klagen Anlaß gab. Theils hatte sie, selbst in ihren geselligen Beziehungen, unter den Nachwirkungen der Dresdner Anklage zu leiden; theils war sie im Allgemeinen mit den politischen und socialen Zuständen des Vaterlandes unzufrieden. So sehen wir sie denn in den nächsten Jahren immer unstät, immer unbefriedigt, bald in den deutschen Bädern, deren Gebrauch ihr verordnet war, bald in Berlin, bald wieder in der Einsamkeit des livländischen Gutes. Im Frühjahr 1855 schreibt sie an Herrn von Donop:

Schloß Trikaten, 15. April.

„. . . Ihr Brief vom 22. Febr. vorigen Jahres traf mich wenige Tage vor meiner Abreise und in der fürchterlichen Unruhe des Einpackens. Damals fand ich also keinen freien, ungestörten Moment mehr, um Ihnen auf heimischem Boden noch ein Wort des Dankes und ein Lebewohl zuzurufen. In meiner neuen Heimat angelangt, war die erste Zeit meines Hierseins dadurch in Anspruch genommen, das Chaos, welches mich umgab, zu lichten, Ordnung und Sauberkeit — soweit das hier überhaupt möglich ist — herzustellen und wenigstens den Räumen, die ich bewohne, einen Anstrich von Poesie zu geben, ohne die es mir einmal nicht möglich ist zu leben, was aber mit den unendlichsten Schwierigkeiten verknüpft war, denn hier ist Alles Prosa, nackte, kahle Prosa in ihrer unschönsten Gestalt. Sie rufen mir in einem Ihrer Briefe zu, den Sie mir nach C..... schrieben: „Was will die Muse unter den Abderiten?“ — Was würden Sie sagen, wenn Sie mich hier sehen könnten? Schlagen Sie Goethe's Iphigenie auf und lesen Sie den ersten Monolog, lassen Sie nur den „rauhen Gatten“ weg, so paßt das Uebrige meist auf mich und meine Stimmung, denn — es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher! — Sind wir wirklich nur dazu geboren, von der Wiege bis zum Grab in ewigen Kämpfen durchs Leben zu gehen, so ist dies Loos vor allem meines. Es könnte jetzt Alles gut sein; das Schicksal hat mir für so manche harte Prüfung reichlich Rechnung getragen, denn es hat mir einen treuen, edeln Freund zur Seite gestellt, aber

es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mich hat hier ein unüberwindliches Unbehagen erfaßt, welches die Folge vergeblichen Bemühens ist, Resultate erreichen zu wollen, die unter den hiesigen Verhältnissen zu den Unmöglichkeiten gehören; ein Unbehagen, das wie eine düstre Wolke auf meinem Gemüthe lastet, das niedergedrückt und betrübt nicht einmal zu der Energie gelangen konnte, lieben Freunden zu sagen, daß ich noch lebe, und daß die Erinnerung an vergangne schöne Tage, mit ihnen verlebt, meinem abgeschiedenen und monotonen Dasein die einzige heitre Abwechselung gewährt. Nun kommt auch noch das peinliche Gefühl hinzu, wenn ich am Schreibtisch sitze, daß ich nicht niederschreiben kann, wie ich empfinde, sondern mit ängstlicher Sorgfalt meine Gedanken umgehen muß, was mir alle Unbefangenheit raubt. Jeder Zwang ist lästig, besonders mir; aber der, ein übervolles Herz nicht ausschütten zu dürfen, ist gewiß der lästigste. Und wie viel hätte ich Ihnen zu sagen, wie viel möchte ich Ihnen mittheilen! Doch wie gesagt, einem Blatt Papier darf man nicht immer anvertrauen, wozu man sich getrieben fühlt, besonders wenn es einen so weiten Weg zu machen hat, wie von hier nach Deutschland — man hat Beispiele, daß Briefe verloren gehen. Sie verstehen mich. So will ich denn für jetzt den heißen Wunsch unterdrücken, einem Manne mein Herz rückhaltlos zu öffnen, den ich als einen lieben Freund verehre und dem ich daher so gern mit ganzem vollem Vertrauen entgegen kommen möchte, da ich weiß, daß er mich und mein Wesen

erkannt hat und richtig zu beurtheilen versteht. Lassen Sie mich mein nächstkünftiges Leben an der Hoffnung aufrichten, die mir von weitem lächelt, daß ich bald einmal die liebe eigentliche Heimat wiedersehen werde."

Aus der Zeit ihres nächsten Aufenthaltes in Deutschland (Sommer 1856) bewahrte Wilhelmine als Curiosum ihren kurzen Briefwechsel mit einer Fürstin, deren Namen ich verschweigen will. Ich kann mir aber nicht versagen, als Beitrag zur Culturgeschichte unseres Jahrhunderts den Schluß des ersten Briefes der Fürstin hier einzuschalten. — Sie war mit Wilhelminen sehr befreundet gewesen, war ihr zu ernstem Dank verpflichtet, fühlte sich aber — wahrscheinlich weil Wilhelmine für politisch compromittirt galt — veranlaßt, sich von ihr zurück zu ziehen. Nachdem sie Wilhelminen in Berlin flüchtig begegnet war, traf sie in Carlsbad abermals mit ihr zusammen und schrieb ihr einen Brief, in welchem sie sich und ihre Töchter entschuldigt, daß sie nicht mehr öffentlich mit der „geliebten und verehrten Künstlerin" verkehren könnten. Träfen sie sich allein, auf einsamen Spaziergängen, fährt die Fürstin fort, so würde sie sich freuen, von Wilhelminens Freuden und Schmerzen zu hören. Sie schließt mit den Worten:

„O wie gern hörte ich Sie wieder einmal singen! Ja — da meldet sich doch das Verlangen nach irdischen Freuden in meiner Brust und ich glaubte, daß mich hier nichts mehr sehr freudig erregen könnte; aber der Mensch hofft und wünscht, bis er die müden Glieder ganz zur Ruhe legt, nur sind diese Wünsche ruhigerer Natur und man ist nicht mehr unglücklich, wenn sie nicht erfüllt werden! — Möge Gott Ihnen den Frieden schenken, dessen ich mich jetzt so sehr erfreue, durch das mir fast unentbehrlich gewordene Geisterklopfen!...“

Wilhelmine antwortete umgehend:

„Soeben erhalte ich Ew. Durchlaucht Zuschrift und will keinen Augenblick säumen, Ihnen die nöthige Beruhigung zu geben. Sie hätten Sich die Angst und den Brief ersparen können, denn es war seit meinem Zusammentreffen mit Ihnen in Berlin mein fester Vorsatz, Sie wie Ihre Töchter bei einer abermaligen Begegnung gänzlich zu ignoriren. Ich bin nicht die Frau, die ein unehrerbietiges Betragen von jungen unbedeutenden Mädchen duldet, deren Bildung so mangelhaft ist, daß sie das Recht zu haben glauben, einer Frau, die so weit über ihnen steht, nach Belieben ihren Hochmuth fühlbar machen zu dürfen.

Wenn Sie mich recht verstanden hätten, so mußten Sie wissen, daß ich damals in Berlin für dieses Leben Abschied von Ihnen genommen hatte, und zwar mit dem Ausdruck des Dankes, den ich

Ihrer frühern Freundlichkeit gegen mich schuldig zu sein glaubte. Es thut mir für Sie leid, daß Sie den Verhältnissen unterliegen mußten; für mich hat ein solches Gebahren nur etwas höchst Lächerliches! Möchte Ihnen die Gnade durch Gott zu Theil werden, den Geist herbeizuklopfen, der uns die eigentliche Menschenwürde verleiht.

Wilhelmine von Bock."

Die Fürstin schrieb darauf noch einen langen Brief, in welchem sie wiederholt von ihrer unwandelbaren Liebe für Wilhelmine spricht und die Hoffnung ausdrückt, daß diese nach einiger Ueberlegung erkennen würde, wie unrecht sie ihre fürstliche Freundin beurtheilt hätte. Sie hat auf diesen Brief keine Antwort bekommen.

Wilhelmine hat in ihren geselligen und freundschaftlichen Beziehungen eine Menge ähnlicher Erfahrungen machen müssen. War die erste Empörung überwunden, so lachte sie darüber und warf die Menschen, die sich feig, dumm oder undankbar benommen hatten, zu den Todten. Viel tiefer schmerzte sie der Undank, den sie als Künstlerin erfuhr oder zu erfahren glaubte. Das Bewußtsein, durch ihr künstlerisches Schaffen, so groß und glänzend dasselbe auch gewesen war, keinen nachhaltigen Einfluß errungen zu haben, verursachte ihr eine Pein, die sie zuweilen mistrauisch, bitter, selbst ungerecht werden ließ. 1855

schrieb sie an ihren Freund, den Kammerherrn von Donop:

„... Nun habe ich eine Bitte an Sie. Ein junger, sehr talentvoller Bildhauer in Gotha hat ein Medaillon in Marmor von mir gemacht, welches in der Gothaer Kunstausstellung den ersten Preis erhielt, und vergangnes Jahr in Berlin den ganzen Winter in der permanenten Kunstausstellung aufgestellt war und dort die allgemeinste Anerkennung fand. Dieses Medaillon in Lebensgröße hatte ich als Geschenk für Dresden bestimmt, wo man es zu meinem Gedächtniß in den Hallen aufstellen sollte, wo ich so oft mit voller Begeisterung, mit dem ganzen Enthusiasmus meiner Seele vor ein Volk hingetreten bin, das nur zu schnell über neue Erscheinungen, wären sie auch noch so mittelmäßig, das früher Gebotene vergißt. Weil ich nun aber fühle, daß das, was ich gegeben, wohl werth war, der Vergessenheit entrissen zu werden, so wollte ich als Mahnung jenes Kunstwerk hinstellen, das außer meinen genial aufgefaßten und ähnlichen Gesichtszügen, auch noch die Namen von vier, aus meiner innersten Seele entsprungnen Schöpfungen trägt.*) Die schmachvolle Behandlung aber, die ich bei meinem letzten Aufenthalt in Dresden erfahren mußte, hat mich bestimmt, das Geschenk nicht zu machen. Nun wünsche ich diesem Medaillon aber einen würdigen Platz zu geben, denn es in der Kiste verpackt vermodern zu lassen, wäre wirklich zu schade.

*) Diese vier Namen sind: Romeo, Armide, Alceste, Fidelio.

Da wollte ich Sie nun bitten, ihm in Ihrer Bibliothek ein Plätzchen zu gönnen und es zu meiner Erinnerung dort aufzustellen. Wer kümmert sich jetzt in Deutschland noch um die Schröder-Devrient? Darum will ich es keinem öffentlichen Kunstinstitute aufdrängen, sondern bei Ihnen will ich es wissen, der Sie ja auch der Künstlerin Ihr ganzes Interesse zugewendet hatten. Gönnen Sie unter den hohen Geistern, die in ihren Werken Sie umgeben, dem Abbild einer Frau ein stilles Plätzchen, in deren Busen ein Herz voll heiliger Begeisterung schlug, die die Kunst um ihrer selbst willen geliebt und verehrt hat und nicht um den schnöden Gewinn einzig und allein, wie es viele der jetzigen entarteten Priester und Priesterinnen der holden Musen thun, welche gewiß ob der Schmach, die ihnen angethan wird, oft ihr Antlitz erzürnt abwenden.

Ich habe im vorigen Winter oft mit blutendem Herzen im Theater gesessen.... Man hat es ihnen doch vorgemacht; wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung übertragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Olymp verantworten konnte? Das Publikum, was mich doch auch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bei mir gethan. Da rollte mir wohl eine stille Thräne über die Wangen und leise seufzend rief ich aus: Unsinn, du siegst und ich muß untergehen! Es giebt wohl kein schmerzlicheres Gefühl, als das — umsonst gelebt zu haben. Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Narrenhaus? Wohin man sieht ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein

Zerrbild getreten. Wahrheit und Natur sind verschwunden, vor Allem aus der darstellenden Kunst, und das einzige Ziel, welchem nachgejagt wird, ist — ein voller Geldbeutel, gleichviel durch welche Mittel er gefüllt wird. Zum größten Theile sind die Künstler der Jetztzeit Heuchler außer der Bühne, wie auf derselben — und wo im Leben keine Wahrheit ist, da ist sie auch nicht in der Kunst."

Trotz dieser Schmerzen waren die Erinnerungen an die Zeit ihrer künstlerischen Wirksamkeit Wilhelminens Trost und Freude in der Einsamkeit ihres russischen Lebens. Tage lang war sie ganz allein, während ihr Gatte seine weitläufigen Güter inspicirte. Neue Bücher kommen schwer nach Rußland. Von allem, was ihr durch Freunde empfohlen worden war, erlangte Wilhelmine nur Lübke's Geschichte der Architektur. Singen mochte sie nicht; der Ton ihrer Stimme, die hier so ungehört verhallte, während sie einst das Entzücken von Tausenden gewesen war, — brachte sie zum Weinen. Die Beschäftigung mit ihrem Haushalt wurde ihr durch die Rohheit und Dummheit der Domestiken zur Qual: so saß sie denn stundenlang, tagelang mit irgend einer mühsamen Stickerei beschäftigt, und versenkte sich tiefer und tiefer in die Erinnerung an vergangene Zeiten. Mit der Erinnerung kam die Sehnsucht nach dem, was sie aufgegeben hatte; mit der Sehnsucht die Hoffnung, daß sie es wiederfinden könnte.

Sie fühlte sich heißer als je zuvor vom Enthusiasmus für die Kunst durchglüht; ihre Ansprüche an den Künstler waren in dem Maaße gewachsen, wie sich ihre rastlos fortschreitende Seele erweitert und vertieft hatte — und Alles, was in Deutschland in ihrer Kunst geleistet wurde, blieb so weit hinter ihren Anforderungen zurück, daß ihr jede Opernvorstellung namenlose Pein verursachte. Der Drang, mit ihrer Glut und Kraft da einzuschreiten, wo sie so viel Lauheit, Schwäche und Unwahrheit sah, wurde immer mächtiger. Ob ihre Mittel noch ausreichen würden, das zur Erscheinung zu bringen, was die schöpferische Kraft ihrer Seele dem geistigen Auge so klar und gewaltig darstellte, fragte sie nicht. Die innere Lebensfülle ließ sie vergessen, daß auch sie dem allgemeinen „Sterben und Vergehen" ihren Tribut zahlen mußte, und so kam sie im Frühjahr 1858 zum letzten Male nach Deutschland, fest entschlossen, zur Kunst zurückzukehren. Sie sollte nur ihr Grab in der heimischen Erde finden.

Kurz vor der Abreise aus Rußland schrieb sie an Clara Schumann:

Den 21. Febr. 1858.

„Es giebt Schicksale, die uns arme Erdenkinder treffen, die eben nur für die eigne Kraft der Seele berechnet sind und deren Last allein zu tragen, Trost

und Befriedigung im namenlosen Leid gewährt. Es giebt Schmerzen, die so tief und heilig sind, daß das unmittelbare Trostwort, das Aussprechen eines noch so wahren und warmen Mitgefühls störend und peinigend in die stille Heiligkeit unseres Kummers eingreift. Die Zeit allein kann mildern, und nur, wenn auf das frische Grab, in welchem uns das Theuerste, was wir auf Erden hatten, ruht, nicht mehr die Thränen der Verzweiflung, sondern die der stillen Wehmuth herabfließen, erst dann mag es den Freunden gegönnt sein, dem leidenden aber beruhigten Herzen wieder nahe zu treten. Dich, meine theure Clara, hat ein solches Schicksal getroffen. Dein Schmerz war ein unnahbarer und jedes Trostwort hätte mich eine Entweihung desselben gedäucht — man mußte Dich damit allein lassen!

Es wird mir ein leuchtender Stern in meinem Leben bleiben, daß Du mich Deiner Liebe gewürdigt; mit dieser Liebe hast Du sicherlich auch einen Blick in mein Innerstes gethan, der Dir die Ueberzeugung gab, daß ich Dein Gefühl aus voller Seele erwiederte. Darum wirst Du auch nicht an mir gezweifelt haben, als ich schwieg, wo Alles sich beeilt haben wird, Dir Trost zuzusprechen, wo es keinen Trost gab. Als mich die Kunde Deines ungeheuern Verlustes traf, hab ich Dir und ihm die treusten Schwesterthränen geweint — Dir mehr als ihm, denn Dir wird auferlegt, das Leben ohne ihn zu tragen, er aber, erlöst von aller irdischen Pein, kehrte verklärt zurück zu dem göttlichen Urquell, von welchem er ausgegangen war.

Ich war damals in Mannheim, von dort schrieb ich an einen Musikdirector in Bonn, dessen Name mir entfallen ist, und erkundigte mich bei ihm nach Deinem Aufenthalt, erhielt aber keine Antwort. Später machte ich mich selbst auf den Weg dorthin und pilgerte an das Grab Deines Robert, um ihm den frischen wohlerrungenen Lorbeerkranz auf den Grabhügel zu legen und ihm die treuesten, wärmsten Thränen der Bewunderung und Liebe zu weinen. Der einzige Zweck dieser Reise war, dem theuren Verblichnen diese letzte Huldigung darzubringen, zu welcher mich mein Herz trieb. Dich selbst noch aufzusuchen — denn ich hatte erfahren, daß Du Dich nach Linden zurückgezogen habest — erlaubte mir weder meine Zeit, denn schon wieder fast ein Jahr von meinem Manne getrennt, war es beschlossen, daß ich im Herbst zu ihm zurückkehren sollte, noch das Gefühl, welches mich abhielt, Dich in Deiner Trauer zu stören.

Seit einem Jahre und acht Monaten bin ich nun wieder hier, habe aber aufs Neue die Erfahrung gemacht, daß, soll ich nicht in jeder Beziehung zu Grunde gehen, eine abermalige Reise in die liebe Heimat zur Nothwendigkeit geworden ist. Will ich auch alles Andere unberührt lassen, was mir den hiesigen Aufenthalt unerträglich macht, — und davon könnte ich ein Buch schreiben — so ist es hauptsächlich meine Gesundheit, welche ich zu berücksichtigen habe, da sie weder den mich hier umgebenden Verhältnissen, noch dem hiesigen Klima zu widerstehen vermag, und ein abermaliger Gebrauch von Karlsbad

ist nicht länger aufzuschieben. Ich werde Ende April in Berlin sein und Dich wiedersehen! Daß mein Herz bei dem Gedanken höher und freudiger emporschlägt, brauchst Du dafür eine Versicherung? — Eine Antwort auf dieses Schreiben erbitte ich mir nicht von Dir, denn sie würde mich, bei der Langsamkeit des hiesigen Postganges, kaum noch treffen. Diese Zeilen sollen mich Dir nur ankündigen, Dir die Grüße meines treuen, unveränderten Herzens und die Bitte bringen, daß auch Du mich mit alter Liebe empfangen mögest. Bis jetzt war in Beziehung auf Kunst wieder alles still, todt und öde um mich — bei Euch will ich wieder aufleben, hören, sehen und genießen! Leb wohl, meine theure, unvergeßliche Clara, an ein treues Herz drückt Dich Deine

Wilhelmine von Bock.

Dies Bekränzen des Schumann'schen Grabes war nicht etwa das Ergebniß eines flüchtigen Einfalls. Zu allen Zeiten war es Wilhelminen Bedürfniß, die letzte Ruhestätte derer, die sie liebte oder bewunderte, mit Blumen zu schmücken. Als sie im Sommer 1852 in Gotha war, hörte sie von dem Tode des jungen Dichters Theodor Althaus. Sie hörte, daß der junge Mann für seine politische Ueberzeugung eine lange Haft verbüßt hatte, und daß er mit erschütterter Gesundheit aus dem Kerker entlassen war, um fern von den Seinen zu sterben. Nun suchte sie sein Grab, brachte dem Dichter und Märtyrer ihr Blumenopfer und erfuhr erst jahrelang

nachher, daß er einer ihrer begeistertsten Verehrer gewesen war. Als ihr das Gedicht vorgelesen wurde, in welchem sie der junge Sänger als Priesterin der Freiheit pries, weil jedes Streben nach Vollendung mit dem nach Freiheit identisch ist, — als sie die Worte hörte:

„Wären alle Hoffnungen zerronnen,
Freiheit wäre wieder uns gewonnen,
Wenn ein einzig Künstlerherz erwacht"

brach sie in Thränen aus und rief: „Da hat mich einmal ein Mensch erkannt und verstanden; er war mir nah und ich habe nichts von ihm gewußt!"

VII.

Den Frühling und Sommer hatte Wilhelmine der Pflege ihrer tief erschütterten Gesundheit gewidmet. Im Herbst kam sie nach Dresden, heiter, hoffnungsvoll und scheinbar genesen. Sie sang, wie schon erzählt, in mehreren Concerten und die enthusiastische Aufnahme, die ihr zu Theil wurde, bestärkte sie in dem Entschlusse, die Künstlerlaufbahn, die sie vor zehn Jahren verlassen hatte, aufs Neue zu betreten.

Es wäre dies, nach so langer Pause, selbst wenn sie sich noch ihrer vollen Kraft erfreut hätte, ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen. Für die 55jährige, durch die heftigsten Stürme erschütterte Frau war es geradezu unmöglich. Aber vergebens suchten ihre Freunde sie davon zu überzeugen. Gewöhnlich ließ sie den Abrathenden gar nicht ausreden, sondern versenkte sich, sobald das Gespräch diese Wendung nahm, in die Erinnerung der Qualen, die sie während der zehnjährigen Unthätigkeit erduldet hatte.

„Ich kann es nicht länger ertragen, ich kann es nicht!“ rief sie dann in dem leidenschaftlichen Tone, der jedes Herz bezwang. „Ihr wißt nicht, welche Marter es ist, mit diesem Schaffensdrang in der Seele zur Unthätigkeit verdammt zu sein! Stundenlang habe ich oft auf meinem Sopha gelegen, die Augen zur Decke gewendet und habe mich gezwungen — um nur nicht zu denken — die sich durchkreuzenden Streifen der Tapete am Plafond zu zählen, oder die Nägel, mit denen sie befestigt war. Wie ein Wahnsinn hat es mich oft gepackt, — ich mußte zählen, zählen, zählen, bis in die Millionen hinein. Zu andern Zeiten dagegen war's, als ob sich die schwarzen Streifen und Punkte dehnten und streckten — sie tanzten auf und ab, die Decke schien sich nieder zu senken um mich zu erdrücken. Dann sprang ich auf und lief hin und her — schneller, immer schneller, um die Unruhe in mir, das Drängen und Fluten zu übertäuben. Aber es war umsonst, und endlich hielt ich es nicht mehr aus in den kleinen niedrigen Zimmern — war mir doch Zeit meines Lebens das Himmelsgewölbe noch zu eng! Wenn es Sturm und Schnee nur irgend erlaubten, rief ich die Hunde, steckte mir ein kleines Beil in den Gürtel und ging in den Wald. — Da habe ich Bäume gefällt um nur etwas zu thun.“

Bei diesen Erinnerungen weinte Wilhelmine, wie ich nur sie habe weinen sehen — so daß die

hellen Tropfen im vollen Sinne des Wortes über ihre Wangen strömten. Auch uns kamen beim Anblick ihres Schmerzes Thränen ins Auge und wir verließen sie gewöhnlich, ohne ihr auch nur den zehnten Theil von dem gesagt zu haben, was wir auf dem Herzen hatten.

Am 6. December kamen wir früh Morgens zu ihr, um sie zum Geburtstage zu beglückwünschen. Wir fanden sie in der heitersten Laune, mit glänzenden Augen und rosigem Gesicht. Ihr Tisch war schon mit Blumen und Lorbeerkränzen bedeckt, und sie hatte eben einen Brief bekommen, der ihr ein Engagement in Amerika anbot.

„Muß ich es nicht als eine gute Vorbedeutung ansehen, daß ich diesen Antrag gerade heute bekommen habe?" sagte sie und dann malte sie sich aus, wie sie die Amerikaner für deutsche Musik begeistern würde. Diese unkultivirten Massen für die Kunst zu entflammen, erschien ihr — allen Einwendungen zum Trotz — wie die herrlichste Aufgabe, wie der Gipfelpunkt ihres Ruhmes. Noch lieber — das gab sie freilich zu — wäre sie noch einmal durch ihr Vaterland gezogen, um ihren alten Freunden „alte liebe Lieder" zu singen, und sie gab die Hoffnung, dies zu können, noch immer nicht auf. Aber war Deutschland undankbar, so konnte sie es jetzt verschmerzen, da ihr ein neuer Weg geöffnet war, ihrem Schaffens-

drange zu genügen. In ihrer ersten Freude vergaß sie sogar, daß ihr Gatte am allerwenigsten diesem Plane seine Zustimmung geben konnte.

Als wir wenige Tage später von Wilhelminen Abschied nahmen, war sie noch immer unter dem Einflusse dieser frohen Erregung, aber schon in den nächsten Briefen sprach sich eine gedrückte Stimmung, eine wachsende Muthlosigkeit aus. Sie schreibt am 1. Januar 1859:

„. . . Ihr wißt aus eigner Erfahrung, wie ich hier in Anspruch genommen bin und wie ich kaum eine ungestörte Stunde am Tage mein nenne. Ich habe am vergangenen Dienstag in einem Concert gesungen, habe nächsten Montag ein großes Geburtstagsfest bei Carus, wo ich die Muse darstelle. Mein Schreibtisch ist angefüllt mit Briefen, die auf Antwort warten, meine Schülerinnen drängen mich ohne Unterlaß — kurz ich müßte zehn Leben haben, um all dem genügen zu können, und lange werde ich es auch nicht aushalten können, denn ich fühle, daß meine Gesundheit darunter leidet. Es wird wohl das Beste sein, ich komme recht bald zu Euch, um mich geistig und körperlich zu erholen, denn ich bin krank an Seel und Leib! Dazu der ewig düstre, umnebelte Himmel, — es will eben kein heller Stern durchdringen. Ich bin wie ein noli me tangere, reizbar bis aufs Aeußerste, und an meinen Liedern singe ich mich fast zu Tode."

Am 27. December hatte Frau Elise Polko an Wilhelminen geschrieben:

Verehrte Frau!

„Von Dresden her klingen die lockenden Töne Schubert'scher Lieder weit hinaus in die Lande und schlagen an alle musikalischen Herzen, und wecken in diesen Herzen eine unüberwindliche Sehnsucht nach jener so lange verstummten Stimme, die diese Lieder allein so sang, wie der Componist sie geträumt. Und eine Seele vor Allen verlangt und sehnt sich, und gedenkt vergangner Tage, wo eben diese unvergeßliche Stimme Beethovens Leonore gesungen. — Werden Sie zürnen, verehrte Frau, wenn Erinnerung und Verlangen Gestalt annehmen und in Briefform vor Ihren Augen zu erscheinen wagen? Es ist eine Ihrer treusten und glühendsten Verehrerinnen, welche Sie in solcher Weise zum zweiten Male begrüßt. Die erste Begrüßung geschah im Jahre 1847, als die Unterzeichnete noch ein sehr junges Mädchen war und unter Mendelssohn Musik studirte. Sie hieß damals noch Elise Vogel und sang auf Hiller's Wunsch in einem seiner Concerte. Bei dieser Gelegenheit war's, als ich mein, von Ihrem Gesange, Ihrer Erscheinung übervolles Herz zu Ihnen trug, verehrte Frau. Sie waren eben im Begriff in die Probe zur Armida zu fahren — dennoch nahmen Sie das kleine Mädchen an und waren so lieb zu ihr, so lieb — auch am Abend im Concerte, — daß sie's Ihnen bis zur heutigen Stunde nicht vergessen hat. — Elise Vogel ging nachher zu Garcia nach Paris, kam 1848 nach Deutschland zurück und wurde — nicht Sängerin, sondern eine glückliche Frau, die jetzt an ihre bewegten Lehr- und Wanderjahre wie an

einen bunten Traum zurückdenkt. Es steckt aber etwas von der unbezwinglichen Wanderlust der Künstlernaturen in ihr und da sie nicht mehr in Wirklichkeit wandern darf, so thut sie's doch wenigstens im Geiste — die Feder ist ihr Wanderstab geworden. — Die kleinen bunten Bilder, die ich auf diesen Wanderungen sammelte, sind es, die ich in beifolgendem Buche, das soeben seine vierte Auflage erlebte, Ihnen zu Füßen lege, — mit der innigen Bitte, mir zu erlauben, den zweiten Band meiner Skizzen, der sich im Druck befindet, mit Ihrem gefeierten Namen schmücken zu dürfen.

Bitte, bitte erfüllen Sie mir diesen Herzenswunsch, verehrte Frau, ich verdiene diese Freude wirklich ein wenig, denn ich habe Sie gar zu lieb!

Daß über der Skizze „eine Leonore" ein so abscheuliches Bild von Wilhelmine Schröder-Devrient prangt, müssen Sie mir nicht nachtragen — ich habe es nicht verschuldet — denn ich habe es nicht gemacht. Ich wollte ich hätte jenes Bild hinzeichnen können, das mir von Ihnen im Herzen steht, verehrte Frau. — Mit dem Sprüchlein Hutten's: „ich hab's gewagt" küsse ich Ihnen die Hand und bin und bleibe, Ihrer Entscheidung harrend,

Ihre
allergetreuste Verehrerin
Elise Polko geb. Vogel."

Die Skizze „eine Leonore" endet mit den Worten:

„Wilhelmine Schröder-Devrient besitzt jenen seltnen Zauber, der die Welt überwindet, jenen räthselhaften Reichthum, der in unserer kühlen und matten Zeit immer mehr zur Sage wird, jenen kostbarsten Schatz der Erde, jene schönste Segnung des Himmels: ein heißes Herz!"

Darauf bezieht sich Wilhelmine in ihrer Antwort, die vom 9. Januar 1859 datirt ist. Sie sagt darin:

„... Vor Allem meinen Herzensdank für das treue Gedächtniß, welches Sie mir bewahrt; Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wenn ich einmal wieder von einer Menschenseele höre, daß meine Klänge in ihr festgehalten haben, denn oft kommt es mir vor, als hätte ich ganz umsonst gelebt. Was lassen sich die Leute jetzt für ein Gaukelspiel gefallen und zwar in denselben Rollen, in denen ich ihnen mein Herzblut hingesungen habe. Wie traurig ist des Mimen Loos! Wir sollen und können ja hauptsächlich nur auf die Massen wirken, vermögen aber keine tieferen Spuren einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt. Ein Windhauch kräuselt darüber hin und Alles ist verweht und vergessen! Diese Erfahrung mache ich jetzt hier an demselben Publikum, das, was ich zu schaffen vermochte, unmittelbar von mir empfangen. Mein armes heißes Herz blutet dabei und hätte sich fast verblutet. Ja, das heiße Herz gehört eben dazu. Sie nennen so ein Herz eine Segnung des Himmels — wüßten Sie, theuere

Frau, wie es mir im Leben zum Fluch geworden ist! Man steht mit einem heißen Herzen so gar allein, denn wer versteht es, sich an seiner Glut zu erwärmen und scheut nicht vor der Gefahr zurück, sich daran zu verbrennen" . . .

An uns schrieb Wilhelmine:

Dresden, 30. Januar 1859.

„. . . Ich bin ein armer, geplagter Mensch, und nicht nur von außen, sondern mehr noch von innen, denn was Alles auf mich einstürmt, davon könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. Ich bin krank, bin verstimmt, und vergebens ist alles Mühen, es will kein reiner Accord in meiner Seele erklingen . . .

Mein Kopf ist wie ein Kaleidoskop und keins von den bunten Wunder- und Wirrgebilden vermag ich festzuhalten. Aber es muß, es muß anders werden."

Leipzig, 25. Februar 1859.

„Habt Nachsicht mit einem verwirrten und zerstörten Gemüth, aus welchem alle Harmonie gewichen, in welchem fast alle Saiten zerrissen sind, und die, welche übrig bleiben, nur harte Mißlaute geben. Der Himmel ist mein Zeuge, ich sehne mich unbeschreiblich nach einer Stunde des Aussprechens mit Euch, aber ich kann im Augenblick auch nicht annähernd diese ersehnte Stunde feststellen. Ich bin krank und elend und halte mich für verloren. Jetzt bin ich hier, um nächsten Montag in einem Concerte zu singen, und Dienstag gebe ich eine Soirée in Dresden. Den 15. März muß ich in

Weimar sein, dann will ich an den Rhein und wo möglich noch nach Holland."

Zwei Tage später waren wir in Leipzig. Wilhelminens Briefe hatten uns wohl darauf vorbereitet, sie körperlich leidend zu finden, dennoch waren wir, als wir sie wiedersahen, wie gelähmt vor Schrecken. War das wirklich dieselbe Frau, die wir vor wenigen Monaten so lebensfrisch verlassen hatten? Jetzt kam sie uns entgegen in gebrochner Haltung, kaum fähig sich durchs Zimmer zu schleppen; die Gesichtsfarbe gelblich-grau, die Augen erloschen und von dunkeln Ringen umgeben, die Schläfen eingesunken und die sonst so marmorglatte Stirn von hundert Fältchen durchschnitten. In Thränen ausbrechend warf sie sich in unsere Arme und es dauerte lange, ehe sie sich fassen konnte. „Ich bin nur noch der Schatten der Maria!" sagte sie mit herzzerschneidendem Lächeln — und wir mußten ihr Recht geben.

Aber es kamen Stunden, wo sie geistig und körperlich die verlorne Frische wiederfand — freilich nie auf lange Dauer. Nach dem Concerte, in welchem sie anfangs mit Verzweiflung gesungen hatte, weil sie ihre Stimme matt und angegriffen fand, fuhr sie mit uns, und war so heiter, so liebenswürdig, so übersprudelnd von Geist, wie nur je zuvor. Sie erzählte von ihrem Pariser Aufenthalt, spielte der

Doche, der Rachel ganze Scenen nach — und wie schön sah sie aus in ihrem schwarzen Anzuge, mit dem Veilchenkranz im blonden Haare! Am nächsten Morgen war der lebenswarme Hauch schon wieder dahin. Todtmüde und doch voll Hast und Unruhe reiste sie nach Dresden, um eine Soirée für sich selbst zu geben; den bedeutenden Ertrag derselben wies sie dem Denkmal für C. M. von Weber zu.

Gleich darauf kam sie nach Leipzig zurück; sie hatte versprochen in einer Matinée des Bassisten Pögner zu singen und hielt Wort, obwohl sie in einem Zustande der Aufregung und Abspannung war, der uns zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gab.

Aber diese Sorge galt damals weniger ihrem Körperleiden, das wir für ein vorübergehendes hielten, als den geistigen Kämpfen und Schmerzen, in denen wir sie ringen und erliegen sahen. Herr von Bock hatte, wie sich's erwarten ließ, seine Einwilligung zu der amerikanischen Reise versagt, und Wilhelmine hatte nun mit verdoppeltem Eifer nach einem Wege gesucht, der sie in der Heimat an das gewünschte Ziel bringen könnte. Nach allen Seiten hin hatte sie anzuknüpfen gesucht, — von allen Seiten empfing sie kühle, ausweichende, ablehnende Antworten, und so mußte sie endlich doch aus allen diesen Entschuldigungen und Vorwänden herauslesen, daß ihre Zeit als Künstlerin vorbei war. Diese Ueberzeugung,

gegen die sie sich lange mit verzweiflungsvoller Beharrlichkeit sträubte, brach ihren Lebensmuth. So oft wir sie später durch die Hoffnung endlicher Genesung zu trösten suchten, brachte sie uns durch die traurige Frage zum Schweigen: „Was soll ich denn noch in der Welt? — ist nicht für mich Alles vorbei?"

Am 6. März war das Pögner'sche Concert. Nach jedem Liede brach Wilhelmine weinend zusammen — aber wie sang sie auch! mit matter, müder Stimme zwar, aber mit dem herzerschütterndsten Ausdruck — es war wirklich, als ob sie in den letzten Liedern, die sie singen sollte, ihr Herzblut hinströmen ließe. Den Wandrer von Schubert sang sie; ihr unvergeßliches „Ich grolle nicht", das Schumann nicht umsonst ihr zugeeignet hat; die Schubert'schen Lieder: „Geheimes", „Trockne Blumen", „Ungeduld" und endlich Mendelssohn's „Es ist bestimmt in Gottes Rath". Als wir nach diesem Liede zu ihr kamen, sagte sie, indem sie uns beide Hände reichte: „die letzten Worte, meine Lieben, habe ich für Euch gesungen:

„Wenn Menschen von einander gehn,
So sagen sie auf Wiedersehen!" —

Wir haben seitdem kein Lied mehr von der geliebten Stimme gehört.

Unmittelbar nach dem Concerte kehrte Wilhelmine nach Dresden zurück. Beim Abschied versprach sie, uns so bald als möglich in unsre Wolfenbüttler Einsamkeit zu folgen, aber statt der Ersehnten kamen nur die traurigsten Briefe — Briefe, in denen wir alle die Schmerzen und Kämpfe wiederfanden, das momentane Sich-Aufraffen und wieder Erliegen, das uns beim letzten Zusammensein mit ihr das Herz zerrissen hatte. Sie schrieb:

Dresden, 12. März 1859.

„. . . Ich kann mich sehr niederwerfen lassen, aber es kommt auch wieder der Moment, wo ich mich mit aller Kraft erhebe. Aber all das muß aus freier, eigner Willenskraft hervorgehen, und geht es auch nicht so schnell, wie Eure Liebe und Fürsorge wünscht, so habt Geduld."

Dresden, 15. März 1859.

„. . . Durch Nacht zum Licht! seid ruhig, meine geliebten Freundinnen, und rufe ich auch jetzt noch wie der sterbende Goethe: mehr Licht! so hoffe ich doch, daß es endlich ganz Tag in meiner Seele werden soll. Wie ich meine Einrichtungen bis jetzt getroffen, reise ich nächsten Montag hier ab, bleibe den Dienstag in Leipzig und bin Mittwoch bei Euch. Das Wichtigste, was ich hier noch vorhabe, ist eine ärztliche Consultation, wozu ich Dr. W. gebeten habe und die in den nächsten Tagen stattfinden soll. Ich fühle meine Gesundheit ganz zerstört."

Dresden, 19. März 1859.

„Es scheint, als wäre es im Rath der Götter beschlossen, daß ich hier wie Prometheus angeschmiedet liegen und mir nicht die prosaische Leber, sondern das poesiereiche Herz täglich aus der wunden Brust reißen lassen soll. Die ärztliche Consultation hat meinen Zustand bedenklicher herausgestellt, als ich selbst geglaubt, und Dr. W. will mich wenigstens 8—10 Tage hier haben, um mich genau zu beobachten und meinen sehr complicirten Zustand kennen zu lernen. Nun wißt Ihr wohl am Besten, Ihr Lieben, daß ich mir gar wenig mehr aus dem Leben mache, und mit dem Gedanken zu sterben in letzter Zeit sehr vertraut geworden bin; aber ich möchte ein Geschäft auf Erden noch vollbringen, damit meine Spur nicht gar zu schnell verweht ist. Ich will wirklich mein wunderbares Leben noch aufzeichnen."

Schon im December 1858 war Wilhelmine mit Ernst Keil in Leipzig, dem Verleger der Gartenlaube, ihrer Memoiren wegen in Unterhandlungen getreten. Auf Keil's wiederholte Aufforderung: ihm den Anfang ihrer Lebensgeschichte für sein Blatt zu geben, antwortete sie am 5. Januar 1859, daß sie im Augenblick noch nicht an die Veröffentlichung ihrer Memoiren denken könne.

„Glauben Sie mir," fährt sie in ihrem Briefe fort, „daß ich überhaupt nur mit schwerem Herzen daran gegangen bin, die Geschichte meines Lebens zu

erzählen, denn es ist eben jene alte Geschichte, bei welcher einem das Herz im Leibe bricht. Die Welt hat nur die Rosen auf meinem Lebenspfade gesehen, aber nie gewußt, wie wund ich mich an ihren Dornen geritzt habe. Indessen, es ist mir daran gelegen, daß mein deutsches Vaterland erfahre, aus welchen Schmerzen die Künstlerin sich entwickelt hat, die es so oft durch sein Zujauchzen diese Dornen hat vergessen machen.

Ich werde im Lauf dieses Monats nach Leipzig kommen, das Fertiggeschriebene mitbringen und Ihnen daraus vorlesen, damit Sie sich überzeugen, wie unmöglich es ist, damit jetzt schon in die Oeffentlichkeit zu treten .... aber ich werde fleißig fortfahren, an diesen Lebensskizzen zu schreiben, und wenn ich sterbe, so werde ich dieselben als ein Vermächtniß der deutschen Nation hinterlassen und die Gartenlaube soll meine Testamentsvollstreckerin sein."

In den ersten Märztagen hatte Wilhelmine bei Keil den Anfang ihrer Lebensgeschichte vorgelesen — es sind die Aufzeichnungen, die im Auszuge zu Anfang dieser Erinnerungen eingeschaltet wurden. Wilhelmine hat leider nicht mehr daran fortarbeiten können, aber die Absicht es zu thun, hat sie noch lange gehabt. In dem Briefe vom 19. März fährt sie fort:

„Keil hat mir wieder einen sehr freundlichen aber auch sehr dringenden Brief geschrieben, den ich noch nicht beantwortet habe, da mir der Entschluß

immer noch sehr schwer wird; aber endlich muß es doch sein und ich will ihm heute noch schreiben. Nur will ich nichts überstürzen und mir wenigstens bis zum Herbste Zeit lassen."

Während wir mit sehnsüchtiger Ungeduld auf Wilhelminens Kommen warteten, verschlimmerte sich ihr Zustand von Tag zu Tag. Am 23. März schrieb sie uns:

„Mit welcher Zuversicht habe ich heute beim Erwachen auf Nachrichten von Euch gehofft. Vergebens! seid Ihr mir böse? O seid es nicht, lieben Kinder! Wüßtet Ihr, daß es nur das furchtbare Müdesein ist, was mich so unbeweglich macht — und dann bin ich auch körperlich so herunter, daß ich kaum durch die Stube gehen kann. O seid nicht böse, quält mich nicht. Mich drücken zu allem andern die ernstesten Sorgen. Alle Opfer, die ich diesen Winter gebracht habe, sind umsonst gebracht, denn ich fühle, ich kann den Kampf mit dem Leben nicht noch einmal aufnehmen — ich bedarf der Ruhe, der Pflege. Mit Ungeduld erwarte ich den Ausspruch des Arztes, was im Lauf des Sommers mit mir geschehen soll. Am liebsten setzte ich mich für die Dauer der ganzen schönen Jahreszeit mit Euch an einen schönen schweizer oder tyroler See. Nur Ruhe um mich, der Anblick einer schönen Natur und ein mildes, sanftes, geduldiges Freundeswort! — ich bin nur in einem gar zu jämmerlichen körperlichen Zustande, so daß ich nicht werde reisen können. O Gott,

meine geliebten Freundinnen, wie bin ich müde von alle dem!"

Den 29. März 1859.

„Sonnabend oder Sonntag will ich meine Reise zu Euch antreten — ob ich kann, ist eine andere Frage und hängt noch von dem Ausspruch des Arztes ab. Ich bin sehr elend und Ihr dürft nicht erschrecken, wenn Ihr mich seht. Glaubt mir, ich kenne meinen Zustand ganz genau; ich weiß, daß ich todtkrank bin — aber man kann ja doch wieder gesund werden."

Am Morgen des 2. April schrieb uns Wilhelmine die wenigen Worte:

„Ich bin morgen Abend um 7 Uhr bei Euch" — aber noch vor diesem Briefe erhielten wir eine telegraphische Depesche mit der Nachricht, daß sie nicht kommen könnte, und am folgenden Tage die mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen:

Den 2. Mittags 12 Uhr.

„Soeben habe ich mich einer strengen ärztlichen Prüfung unterworfen gehabt und aus den unbestimmten, ausweichenden Reden geht es mir mit Bestimmtheit hervor, daß ich **verloren** bin! ich fürchte den Tod nicht, aber es hat mich doch gepackt, so ein jämmerliches Ende vor mir zu sehen. Ich kann nicht reisen, darum bitte kommt Ihr. Ich muß Euch sprechen. Bis in den nahen Tod Eure

Wilhelmine."

Es war ein trauriges Wiedersehen. Wilhelmine war von den Aerzten aufgegeben. Anfangs schien es sogar, als ob es rasch zu Ende gehen würde, und wir durften kaum hoffen, daß Herr von Bock, der von ihrem hoffnungslosen Zustande benachrichtigt worden war und dessen Ankunft wir Mitte Mai entgegen sahen, sie noch am Leben finden würde. Wilhelminen sollte natürlich die Gefahr verborgen bleiben, aber obwohl sich ihre ganze Umgebung bemühte sorglos und hoffnungsvoll zu scheinen, und obwohl die Kranke selbst noch immer die weitausgreifendsten Pläne für die Zukunft machte, bin ich überzeugt, daß sie sich nie länger als auf Augenblicke über ihren Zustand getäuscht hat. Im Grunde war es ihr ja gar nicht Ernst mit dem Wunsch zu genesen. Die Sehnsucht nach Ruhe, die sie seit frühster Jugend in der Seele getragen hatte, war mit den Jahren, mit den Leiden gewachsen. Und doch — wunderbarer Widerspruch! — doch sträubte sich ihr ganzes Wesen gegen die herannahende Auflösung. Ihrem kräftigen, lebensvollen Organismus stand der Tod nicht nur als etwas Fremdes, Feindseliges, sondern als etwas Unfaßbares gegenüber. Wenn sie eben aus tiefster Seele aufgeseufzt hatte: „wie wohl wird mir sein, wenn ich endlich da liege, wo mich nichts mehr stört" — kam plötzlich jenes Grausen über sie, das gewöhnlich nur die Jugend vor dem Sterben empfindet. Dann

klammerte sie sich wieder mit aller Macht an das schwindende Leben, dann wollte sie getröstet, getäuscht, überredet sein, dann täuschte sie sich selbst und Andere. Es hat bis in die letzten Monate ihres langen Todeskampfes Tage und Wochen gegeben, wo wir trotz des Ausspruchs der Aerzte und trotz ihres sichtlichen Hinschwindens nicht glauben konnten, daß wir eine Sterbende vor uns sähen — bis ein neuer bedenklicher Anfall unsern Hoffnungen wieder ein Ende machte.

In den Stunden wiederkehrender Lebensluſt war es Wilhelminens liebste Unterhaltung, Reisepläne zu entwerfen. Wir mußten ihr aus Gregorovius' „Figuren" vorlesen und seine Beschreibung Capri's entzückte sie so sehr, daß sie sich lange mit dem Gedanken beschäftigte, einige Zeit auf der schönen Insel zu verleben. Aber wenn sie uns recht tief in ihre Luftschlösser eingesponnen hatte, die sie so anschaulich zu machen wußte, daß selbst das Unmögliche glaubhaft erschien, kam sie plötzlich wieder auf die traurige Frage zurück: „Was sollte mir das Alles?" und mit schwermüthigem Lächeln fügte sie hinzu: „Wünscht mir keine Genesung, wünscht mir kein längeres Leben, ich wüßte doch nichts mehr mit mir anzufangen, für mich ist ja doch Alles vorbei."

In dieser ersten Krankheitsperiode las Wilhelmine ziemlich viel: die letzten Werke Heinrich

Heine's, Storm's „Immensee", Paul Heyse's „Rabbiata", Kinkel's „Nimrod", Geibel's „Brunhild", Laube's „Moderne Charakteristiken". Sie durchblätterte auch wohl einen französischen Roman, oder las uns hin und wieder ein Gedicht vor, oder eine Scene aus Grillparzer's „Sappho", wobei sie sich mit Entzücken ihrer Mutter erinnerte. Aber nach und nach erstarb ihr Interesse an Allem, was nicht unmittelbar auf sie selbst Bezug hatte, und endlich war ihr das Leben, wie das bei Schwerkranken fast immer der Fall ist, gleichsam nur noch ein Spiegel, in dem sie das Bild der eignen Persönlichkeit, den Widerschein der eignen Leiden suchte.

Während sich Wilhelmine einestheils in die Erinnerung an das Vergangene versenkte, kehrten anderntheils ihre Gedanken wieder und wieder zu der Frage zurück: welche Lösung der Tod den Räthseln des Lebens bringen mag? — Wilhelmine hatte sich viel mit den Schriften der Materialisten beschäftigt; sie war durch dieselben in der Zuversicht erschüttert, die sie früher beim Hinblick auf „das Ende der Dinge" erfüllte. Die Tröstungen des „Kinderglaubens", den sie jetzt belächelte und zurückwünschte, hatte sie verloren, war aber nicht zu der Resignation

gelangt, ohne welche das Aufgeben des Glaubens an persönliche Fortdauer kaum möglich ist. Wilhelminens ganzes Wesen widerstrebte dieser Resignation. Sie hätte eine Welt mit ihrem Ich erfüllen mögen und sollte sich nun darein ergeben, „ins Nichts zurück zu fließen". Immer kam sie auf dies Thema zurück, und obwohl sie bei ihrer Ansicht beharrte, war es unverkennbar, daß ihr der Widerspruch wohl that, daß sie sich danach sehnte.

Was man im gewöhnlichen Sinne des Wortes fromm nennt, war Wilhelmine nicht, aber ein tief religiöser Zug geht durch ihr ganzes Wesen. Der höchste Ausdruck ihrer Freude, ihrer Begeisterung ist immer ein Aufblick zu Gott, und jeder Schmerz, jede Angst führt sie zu ihm. In ihren Tagebuchblättern schreibt sie:

Neujahrsnacht von 1837 zu 1838.

„Nimm hohes, unerforschliches Wesen, das wir Gott nennen, nimm die Gefühle der Seele, die du mir eingehaucht, als Gebete auf. Laß sie zu deinem Throne dringen, denn sie sind der köstlichste Weihrauch, den ich dir zu spenden habe. Du bedarfst keiner Worte! Ein Gefühl, wie sich eben viele in meiner Brust gelöst haben, ist für dich die deutlichste Sprache. Mit ihr brauche ich auch nicht in die dir erbauten Tempel zu eilen. Mein einsames Stübchen war eben der heiligste Tempel, in dem ich heiß und brünstig und mit begeisterten Thränen zu dir gebetet habe.

Nimm sie auf die Gefühle als Gebet! sie steigen auf aus einer reinen Seele, die das Beste will, und dich um Kraft anfleht, es ausführen zu können."

„... Das war Religion, was eben in meiner Brust sich regte. Es ist die einzige, zu der ich mich bekenne; drängt mir keine Meinungen von Menschen auf, noch den Zwang von Gebräuchen und Formen. Meine Seele hat dem Schöpfer ein Halleluja gesungen, so gut wie in irgend einer Kirche — und dies Halleluja kam aus tiefer Brust."

In späterer Zeit:

„... Ich stehe mit meinem Gott so gut! das fühle ich bis in den Mittelpunkt meiner Seele, die sein eigen. Nicht sein verzognes, aber sein ungezognes Kind bin ich, dem er wie ein guter, aber strenger Vater jedes Vergehen rügt — der aber auch Nachsicht und Geduld hat. Ich quäle ihn ja auch nicht mit zu häufigen Bitten. Nein — nur wenn es dem Herzen recht Bedürfniß ist, dann flüchte ich zu ihm. Heute habe ich eine Thräne durch die dunkeln Wolken zu ihm gesendet. Sie war ein heißes, brünstiges Gebet — ja, und er hat es erhört."

„... Der ganze Himmel ein Feuermeer! Blitz auf Blitz! wie durchschauert mich diese Erhabenheit der göttlichen Allgewalt, die uns jetzt feurige Blitze sendet, wo wir in Schnee und Eis erstarren sollten, denn es ist der 4. December. Wie klein und nichtig erscheinen alle Gefühle für das Irdische, gegen die Empfindungen, die solche Gott gleichen Erscheinungen

erregen! Diese Blitze sind Gott, dieser Sturm, der die Luft durchbebt, der uns arme Erdengeschöpfe erbeben macht, ist Gott, vor dem wir niederschaudern und sagen: Herr, gieb uns Armen Kraft, deine Größe zu ertragen."

„. . . Noël mit seiner düstern, schwarzen Philosophie hat meine Seele mit bangem Schauer erfüllt. — Nein, er hat nicht Recht! ich widerspreche ihm aus dem Gefühl der Ueberzeugung, die meine Seele von ihrem Fortbestehen hat. Er wendet mir zwar ein, daß von der gänzlichen Vergänglichkeit unseres Daseins und von dem Nichtbestehen der Seele das hohe Alter eines Menschen den klarsten Beweis gäbe, da in ihm jede Thätigkeit der Seele aufhöre und jede leise Saite des tieferen Empfindens verklinge. Aber wenn auch die Federkraft der Seele nachläßt, wenn das Bewußtsein derselben aufhört, ist das ein Beweis von ihrem Nichtvorhandensein oder Aufhören? Können wir denn wissen, was in dem blöden Greise vorgeht, wenn ihn auch die Gebrechlichkeit seines Körpers wie ein seelenloses Wesen erscheinen läßt? Kennen wir die Träume des unglücklichen Wahnsinnigen, der wachend keiner Mittheilung, keines Bewußtseins fähig ist? Wäre es ein gütiges Wesen, das über uns waltet, wenn es das Empfinden jeder Pein, jeder namenlosen Sehnsucht in unsre Brust gepflanzt hätte, ohne uns das klare Verständniß des Erlebten und Ersehnten zu geben, wenn erst die Fesseln der Seele gelöst sein werden? Die abstrakten Begriffe, die wir uns von der Seele und von der Fortdauer machen, mögen falsch und verwerflich sein, aber

Keiner soll mir den Glauben nehmen, daß Etwas von uns fortbesteht, das zu einem höhern Zweck bestimmt ist, als nur etwa das Feld zu düngen, und daß bei dem Zusammensinken unseres Staubes, — dem doch oft ein großer Gedanke, ein edles Streben inwohnte, noch etwas Anderes ins Dasein treten muß, als nur die Blume, oder der Krautkopf, oder die Giftpflanze, die aus unserer Asche aufschießt. Was aus uns wird? Diese Frage können wir freilich nicht lösen — Er dort oben wird es — aber daß wir etwas, und etwas bewußt Großes werden, dieser Glaube steht in mir fest."

Vervollständigt wird das religiöse Bekenntniß Wilhelminens durch einen Brief aus dem Jahre 1859. Der Bürgermeister einer sächsischen Stadt hatte sie aufgefordert, „in der Ueberzeugung, daß die große Künstlerin immer bereit wäre, für Menschenglück und Menschenwohlfahrt zu wirken," — auf ein Werk zu subscribiren, dessen Ertrag zur Gründung einer Kirche verwendet werden sollte. Die Namen der Subscribenten — hieß es zum Schluß — würden demnächst öffentlich genannt werden. Sie antwortete darauf:

Dresden, 12. Januar.

Geehrter Herr Bürgermeister!

„Mit wohlthuender Befriedigung habe ich aus Ihrem Schreiben vom 9. d. M. ersehen, daß auch Sie den geringen Verdiensten, die ich um die leidende

Menschheit habe, freundlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war allerdings von jeher mein Bestreben, nach besten Kräften zu helfen und zu lindern, wo die Gelegenheit sich mir bot; aber weit war ich stets davon entfernt, das wenige Gute, was mir vergönnt war einem Mitmenschen zu leisten, durch irgend welchen öffentlichen Dank anerkannt sehen zu wollen. Es wird bis ans Ende meines Lebens mein eifriges Bestreben sein, alle mir zu Gebote stehenden Kräfte der Förderung gemeinnütziger Zwecke, Menschenwohlfahrt und Menschenglück zu widmen. Nun muß ich Ihnen aber frei bekennen, geehrter Herr, daß ich durch den Aufbau von Kirchen die vorerwähnten edeln Zwecke nicht befördert sehe, sondern mit Gemeinnützigkeit andere Begriffe verbinde. Da diese Zeilen eine Art Glaubensbekenntniß sein müssen, so erlauben Sie mir, Ihnen dasselbe mit den Worten einer edeln deutschen Frau, der Frau Rath, ablegen zu dürfen, die dem Superintendenten der Stadt Frankfurt einst antwortete, als er sie zu einem Beitrag für Kirchenbau aufforderte: „Nein, mein lieber Herr Superintendent, dazu geb' ich nichts. Sie haben Kirchen genug, die leer stehen; wann Sie aber mal kommen und mir sagen, daß Sie ein Findelhaus bauen wollen, da sollen Sie was von mir bekommen." — Halten Sie mich weder für eine Ungläubige noch Gottlose, Herr Bürgermeister, und gestatten Sie mir, mit einem Citat unseres großen Schiller zu schließen: „Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion."

Indem ich Ihnen das mir gütig übersendete Album zurückschicke, zeichnet sich mit besonderer Hochachtung, geehrter Herr Bürgermeister

Ihre ergebene

Wilhelmine von Bock
Schröder-Devrient."

Körperliche Schmerzen hatte Wilhelmine während ihrer Krankheit nicht und hat sie bis ans Ende nicht gehabt, aber qualvoll über allen Ausdruck waren die Beängstigungen, von denen sie bald auf längere, bald auf kürzere Zeit heimgesucht wurde. Zuweilen machte sie sich dann durch Thränen Luft, zuweilen durch die bittersten Anklagen gegen Schicksal und Menschen. Das Unheimlichste aber war, wenn sie — in der ersten Zeit, als sie sich noch aufrecht halten konnte — mit gesenktem Kopfe im Zimmer hin und her ging, dabei starr vor sich hinblickte und mit halblauter Stimme ein paar abgerissene Tacte aus dem Lohengrin sang — immer dieselben, so oft dieser Zustand wiederkehrte. War der Anfall vorüber, so verschwand das starre, maskenhafte Aussehen; sie war wieder heiter, gesprächig, nahm Besuche an und weder ihr Aeußeres noch ihre Stimmung ließen errathen, wie krank sie war.

Es kamen aber auch Stunden, in denen wir glaubten, sie von einem Augenblick zum andern in unseren Armen sterben zu sehen. Sie selbst fühlte sich sterbend in solchen Momenten und sah dem Tode mit wunderbarer Ruhe entgegen. Das erste Mal, als solch ein Anfall kam, dictirte sie uns — immer von Ohnmachtschauern unterbrochen — die genaue Adresse ihres Mannes; trug uns Grüße an ihn auf, an Alle, die ihr lieb waren, und traf mit größter Klarheit einige Verfügungen über ihren Nachlaß. „Weint nicht", sagte sie, als wir nicht mehr im Stande waren, die Thränen zurück zu halten; „dazu ist nachher Zeit — jetzt hört auf das, was ich noch zu sagen habe."

Um Ostern vertauschte Wilhelmine ihre Wohnung am Altmarkt mit einem Pavillon am Neustädter Elbufer. Sie hatte hier mehr Ruhe, bessere Luft, schöne Aussicht über den Fluß und das jenseitige Ufer, vor allem einen Garten und eine schattige Veranda, so daß sie sich zu jeder Zeit im Freien aufhalten konnte. Da erfreute sie sich denn noch einmal am Erwachen des Frühlings, an blühenden Bäumen, Vogelgesang und Sonnenschein.

Und bald darauf wurde ihr eine noch größere Freude zu Theil. In den ersten Maitagen — fast 14 Tage früher als wir ihn erwarteten — kam Herr von Bock. Als wir ihr seine Ankunft ver-

kündigten, habe ich zum letzten Male jenen rosigen Schimmer über ihr Antlitz fliegen sehen, der immer der Ausdruck ihrer tiefen, freudigen Erregung war. Wir wußten sie nun in den treuesten Händen und nahmen Abschied auf einige Wochen, um uns zur vollständigen Uebersiedelung nach Dresden vorzubereiten.

Die Nachrichten, die uns Wilhelmine über ihr körperliches Befinden gab, waren nicht ungünstig zu nennen, aber desto mehr bekümmerte uns ihre Stimmung, die immer düsterer zu werden schien. Am 14. Mai schreibt sie:

„Meine Auguste! meine Cläre! welch eine Lücke in meinem Leben, seit Ihr mich verlassen habt. Ich fühle mich allein, verlassen, und meine Seele zieht sich wie in ein Schneckenhaus zusammen. Zweifelt nicht an mir, werdet nicht irre an mir, das dürft Ihr nie — denn ich liebe Euch! Ich hätte längst geschrieben, aber ich fühle mich so elend und matt, daß Alles eine Arbeit für mich ist, selbst in diesem Augenblick halte ich die Feder nur mit großer Anstrengung, das werdet Ihr meinen Schriftzügen ansehen."

„... Ja, es ist Alles aus! keine Hoffnung, keine Zuversicht, kaum der Wunsch, daß es anders werden möchte, kommt in meine Seele. Ich sehne mich nur nach Ruhe! Wie leer, wie öde, wie gehaltlos ist mein Leben! und wenn ich heute ganz gesund würde, was sollte ich mit mir anfangen? nirgend Befriedigung, überall vergebliches Drängen."

Und am 9. Juni:

„. . . Ich gehe im Garten spazieren, fahre aus und werde heute sogar bis Loschwitz fahren, aber ich bin matt und kraftlos und fühle mich doch im Ganzen vollständig gebrochen. Auch fängt das ganze Leben an, mich recht herzlich zu langweilen. Ich fühle mich leer und öde, und Alles was mich umgiebt, was ich sehe und höre, ist mir gleichgültig."

Anfang Juli kamen wir nach Dresden zurück und sahen mit Schrecken die unverkennbaren Spuren der fortschreitenden Krankheit in Wilhelminens Aeußerem und Wesen. Die lieblichen Züge um den Mund waren dem Ausdrucke tiefster Ermattung gewichen, die Nase trat scharf hervor, das üppige blonde Haar war dünn geworden und zum Theil ergraut. Wenn sie in ihrem hellen Peignoir auf dem Sopha lag, die Hände über der Brust gefaltet und die Augen geschlossen hatte, sah sie aus, als wäre sie schon todt. Halbe Tage lang konnte sie so daliegen, theilnahmlos für Alles, was um sie her geschah; aber sie schlummerte nicht und war innerlich nicht ruhig, das verriethen die zuckenden Lippen und die Thränen, die unter den halbgeöffneten Lidern vorquollen und langsam über die Wangen flossen.

Zu andern Zeiten war sie reizbar, unruhig, unstät; ließ sich im Garten umherführen, schleppte sich aus einem Zimmer ins andere und kümmerte sich um

Alles, was im Hause geschah. Die Beängstigungen, an denen sie zu Anfang der Krankheit gelitten hatte, kamen in verstärktem Maaße wieder, mit heftigen Fieberanfällen und einem Herzklopfen, das sie furchtbar quälte. Mehr als sonst sprach sie von ihrem Tode und ordnete ausführlich an, wie sie begraben werden wollte.

„Dies kleine Kissen legt mir unter den Kopf," sagte sie; „ich habe tausend Thränen darauf geweint. Und meine Lorbeerkränze vergeßt mir nicht; die habe ich redlich verdient und will sie mit ins Grab nehmen. Und dann sorgt, daß ich im offnen Sarge begraben werde, nur mit Blumen zugedeckt — und daß das Grab nicht ausgemauert wird, und daß kein Stein darauf liegt. Blumen sollen darauf gepflanzt werden und zu Häupten zwei Bäume, zwei Linden. Dazwischen stellt eine Bank und dann kommt zuweilen, setzt Euch ans Grab und sprecht von mir. Vor allem pflegt die Blumen, ich habe sie immer so lieb gehabt."

Inzwischen war Wilhelminens Schwester, Frau Auguste Schloenbach gekommen, um einige Wochen bei der Kranken zu bleiben. Als ihre Berufspflichten sie zurückriefen — Frau Schloenbach ist am Coburger Hoftheater engagirt — schlug sie der Schwester vor, sie zu begleiten und Wilhelmine, die sich, wie alle Kranken, nach Veränderung sehnte, ging darauf ein.

Auch Herr von Bock, den seine Geschäfte nöthigten auf einige Zeit nach Rußland zurückzukehren, gab diesem Vorschlage seine Zustimmung. Aber im Schloenbach'schen Hause konnte Wilhelmine nicht wohnen, und wenn ihr die Schwester auch jede freie Stunde schenken wollte, den größten Theil des Tages wäre die Kranke auf sich selber angewiesen, oder den Händen fremder Domestiken überlassen geblieben, hätte sich nicht eine junge Russin*), die Wilhelminen schon in Dresden nahe getreten war, dazu entschlossen, sie nach Coburg zu begleiten. Mit einer Kraft, wie sie nur die innigste Liebe geben kann, hat das junge Mädchen ganz allein bis ans Ende ausgehalten. Frau Schloenbach war nicht in Coburg, als Wilhelmine starb — sie mußte, wie alljährlich, so auch in diesem Winter dem herzoglichen Hoftheater nach Gotha folgen.

Am 17. August trat Wilhelmine die Reise nach Coburg an; Herr von Bock begleitete sie und ging von dort nach Rußland, mit der Absicht, so bald als möglich zu der Kranken zurück zu kehren. Wenn sich vor seiner Rückkehr bedenkliche Symptome zeigten, sollte ihm sofort auf telegraphischem Wege Nachricht gegeben werden. Uns war dasselbe ver-

*) Den Namen der jungen Dame muß ich leider, ihrem Wunsch zufolge, verschweigen.

sprochen — aber ihm so wenig wie uns sollte der Trost zu Theil werden, der Theuren in den letzten Augenblicken nah zu sein.

Schon nach kurzer Zeit fühlte sich Wilhelmine in Coburg sehr unbehaglich. Sie vermißte ihre Dresdner Freunde und Bekannten, die sich unablässig bemüht hatten, ihr die Eintönigkeit des Krankenzimmers zu erheitern; sie vermißte die Bequemlichkeiten, die eine größere Stadt gewährt; sie vermißte vor allem das Gefühl „daheim" zu sein, was sie eben nur in Dresden hatte.

Sie schrieb uns am 4. October:

„. . . Eine Beschreibung, was ich gelitten habe, und wie mir vier Wochen lang fast jeder neue Tag eine neue Pein brachte, vermag Euch meine Feder nicht zu geben, das müßt Ihr aus meinem Munde hören und ich hoffe, das soll bald geschehen, denn meines Bleibens wird hier aus tausend Gründen nicht lange sein und Dresden ist doch immer der Ort, wo ich mich heimisch fühle. Etwas Unbehaglicheres, Uncomfortableres, Unheimlicheres, wie mein hiesiger Aufenthalt, läßt sich gar nicht denken."

Und am 24. October:

„. . . Da ich heute einen leidlichen Tag habe, so sei alle meine Kraft Euch geweiht. Also zur Nachricht, daß ich eine leidliche Winterwohnung gefunden habe und die Wintermonate hier zubringen werde; ein Opfer, das ich mir gar nicht hoch genug

anschlagen kann. Aber ich bin wirklich noch zu krank, um in der vorgerückten Jahreszeit eine Reise wagen zu können."

Wir haben dann nur noch einen Brief von der geliebten Hand bekommen, geschrieben den 31. December 1859. Die sonst so festen Schriftzüge sind kaum zu erkennen, einzelne Worte schwer zu lesen, aber der Ausdruck ist warm und schön wie immer. Sie schreibt:

„Wäre ich in der letzten Zeit nicht wieder ganz elend gewesen, so hättet Ihr schon wieder Nachricht von mir, Ihr Theuern. **Wie** angegriffen ich bin, werdet Ihr aus diesen Zeilen sehen. Ich schreibe im Bett, welches ich seit 14 Tagen schon wieder nicht verlassen habe, denn so wie ich den Fuß auf die Erde setze, werde ich ohnmächtig .... Ich bin matt, daß ich nur mit Mühe die Feder halten kann. Aber die düstern Pforten dieses, für mich so verhängnißvollen Jahres, sollen sich nicht schließen, ohne daß ich **Euch** auf der Schwelle des neuen Lebensabschnittes noch zurufe: es kann zwischen uns nie anders werden!

Mit vollem Herzen Eure

Wilhelmine."

Das Sprüchwort sagt: „wen Gott lieb hat, dem giebt er einen schönen Tod." Wilhelminen ist er zu Theil geworden. Die Schwäche nahm zu, die Beängstigungen kamen immer wieder, aber sie nahmen einen mildern Charakter an, und über die Empfin-

dungen, Wünsche und Erinnerungen der Sterbenden ergoß sich's wie ein sanfter Abendschein.

Oft, wenn sie stundenlang wie im Halbschlafe gelegen hatte, sagte sie zu ihrer treuen Pflegerin: „Es ist Alles gut gewesen, ich sehe das jetzt, wenn ich mein Leben überdenke;" und zu andern Zeiten: „Ich bin doch überzeugt, daß es mit dem Tode nicht zu Ende sein kann — es wäre zu sinnlos das ganze Leben! Ich glaube doch, daß wir wiedersehen, was wir lieb haben."

Wilhelminens größter Wunsch war, ihren Mann und ihren in Rußland lebenden Sohn Wilhelm noch einmal zu sehen. Sie hatte beiden geschrieben und erwartete sie täglich. Trotz ihrer großen Schwäche nahm sie sich vor, ihnen nach dem Bahnhofe entgegen zu fahren und konnte sich stundenlang damit beschäftigen, sich die Ueberraschung der Beiden und die Freude des Wiedersehens auszumalen. Alle, die ihrem Herzen nahe standen, suchten ihre Gedanken noch einmal auf. Der letzte Brief, den sie schrieb, war an ihre Freundin Elisabeth Lewald gerichtet; dann wollte sie an uns schreiben, aber der Tod ließ ihr nicht mehr Zeit dazu.

Der Brief an Frau Lewald lautet:

Coburg, 22. Januar 1860.

„Die ersten Schriftzüge, die ich in diesem neuen Jahre mit zitternder, geschwollener Hand nur mühsam

auf dieses Blatt werfe, sind für Sie, meine theure, geliebte Elisabeth. Haben Sie je an mich und meine Liebe geglaubt, so müssen Sie wissen, daß nur ganz Außerordentliches mich abhalten konnte, auch nur einen Brief von Ihnen unbeantwortet zu lassen. Ich hatte von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat gehofft, Ihnen trostreichere Nachrichten über meinen Zustand geben zu können, aber vergebens. Im Gegentheil, es wird von Stunde zu Stunde schlimmer und nun halte ich es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß ich nach meiner vollen Ueberzeugung, meiner Auflösung entgegengehe. Wollen und können Sie mich noch einmal sehen, so kommen Sie bald! Ich erwarte auch meinen Mann. Es wäre wohl der Mühe werth, daß wir uns vor der ewigen Trennung noch einmal so recht tief in die Augen schauten.

Sie können bei mir wohnen, wenn Sie fürlieb nehmen wollen. Ich wohne auf dem Glockenberg. Wir haben uns ja noch so viel zu sagen. Den Gatten, die lieben Kinder drücken Sie für mich ans Herz.

Leben Sie wohl, Geliebte, und lassen Sie mich wissen, ob und wann Sie kommen.

Bis in den nahen Tod

Ihre

Wilhelmine.

Am Dienstag hatte sie noch mit Appetit gegessen, dann schlief sie ein. „Sie mußte wohl schöne Träume haben," schreibt ihre Pflegerin, denn zuweilen lächelte sie so selig, und wenn sie hin und wieder auf einen

Augenblick erwachte, so sagte sie: „ich habe so süß geschlafen!“ — oder: „Ach! es ist so schön grün.“ — Und dann wurde ihr Schlaf fester und fester — und endlich that sie einen tiefen Athemzug, und das war der letzte.“ — Donnerstag den 26. Januar um $5^3/_4$ Uhr Morgens ist sie gestorben.

Wenige Tage zuvor hatte Herr von Bock die letzten Schwierigkeiten beseitigt, die seiner Rückkehr im Wege standen. Wilhelm Devrient schloß sich ihm an, um die Mutter noch einmal zu sehen, aber als die Reisenden nach Riga kamen, fanden sie die Nachricht von Wilhelminens Tode.

Ihr Sohn blieb nun zurück. Herr von Bock setzte seine traurige Reise allein und so schnell als möglich fort. Er sah die theure Leiche noch — aber die Züge waren so verändert, daß sie ihm wie ein fremdes Antlitz entgegen starrten.

Auf dem Coburger Friedhof war im Augenblick keine Gruft bereit. Wilhelmine wurde provisorisch beigesetzt. Zahllose Palmenzweige, Blumen- und Lorbeerkränze, die von nah und fern gesendet waren, schmückten den Sarg; mancher ihrer Freunde war aus der Ferne gekommen, ihr das letzte Geleit zu geben; ein Sängerchor sang am offnen Grabe, wie Wilhelmine ausdrücklich bestimmt hatte, Luthers Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und unter den Klängen des Mendelssohn'schen Liedes: „Es

ist bestimmt in Gottes Rath" senkte man sie in die Gruft. Den Leidtragenden hatte sich auch ihr jüngster Sohn, Friedrich Devrient angeschlossen.

Herr von Bock kam nach Dresden; hier erwachte in ihm der Wunsch, Wilhelmine in der Heimat ihres Herzens begraben zu sehen. Sie hatte immer eine besondere Vorliebe für den Trinitatiskirchhof, gewöhnlich der „weite Kirchhof" genannt; dort wurde ihr denn auch auf dem mittleren Theile des Gottesackers eine Grabstätte bereitet und am 23. Februar um 4 Uhr Nachmittags wurde der Doppelsarg, der die theuren Reste umschloß, bedeckt von den Blumen- und Lorbeerkränzen, die aus Coburg mitgekommen waren, dem Schooß der Erde übergeben. Herr von Bock, der eine Wiederholung der Begräbnißfeierlichkeiten vermeiden wollte, hatte Alles im Geheimen ins Werk gesetzt — und so standen nur Wilhelminens Pflegerin mit ihrer Familie, Herr von Bock, wir und zwei Freunde der Verstorbenen an ihrem Grabe. Kein Lied wurde gesungen, kein Wort gesprochen; dazu war es ein kalter, düstrer Tag; die Erde war fest gefroren, der vergilbte Rasen der Gräber mit Reif bedeckt. Wilhelmine hatte sich's immer gewünscht im Frühling zu sterben, um unter blühenden Bäumen, bei Sonnenschein und Vogelgesang begraben zu werden.

Auch ihr Grab ist nicht, wie sie's angeordnet hatte. Bäume dürfen nicht gepflanzt werden; statt dessen liegt ihr zu Häupten ein Granitblock mit der Inschrift:

„Wilhelmine von Bock
Schröder-Devrient."

Rings umher blühen bunte Blumen; ein niedriges Eisengitter umschließt das Ganze.

Anhang.

Ihren mündlichen Angaben nach hat Wilhelmine Schröder-Devrient in 93 Opern gesungen. Das von der Künstlerin selbst entworfene Verzeichniß derselben hat sich leider nicht unter ihren Papieren gefunden, und mir ist es nicht gelungen, das Repertoir vollständig wieder zusammen zu stellen; ich habe nur folgende 70 Opern ausfindig gemacht:

Von **Gluck.**

Alceste.
Iphigenia in Aulis.
Iphigenia in Tauris.
Armide.
Orpheus.

Von **Mozart.**

Die Zauberflöte.
Don Juan.
Die Hochzeit des Figaro.
Die Entführung a. d. Serail.

Von **Beethoven.**

Fidelio.

Von **Cherubini.**

Faniska.
Der Wasserträger.
Ali Baba.
Lodoiska.

Von **Weber.**

Der Freischütz.
Preciosa.
Euryanthe.
Oberon.

Von **Spohr.**

Zemire und Azor.
Jessonda.

Von **Spontini.**

Die Vestalin.
Ferdinand Cortez.
Olympia.

Von **Rossini.**

Der Barbier von Sevilla.
Othello.
Semiramis.

Von **Bellini.**

La Straniera.
Norma.
Montecchi und Capuletti.
Die Nachtwandlerin.
Die Puritaner.
Der Pirat.

Von **Donizetti.**

Anna Bolena.
Lucretia Borgia.

Von **Boieldieu.**

Die weiße Dame.

Von **Auber.**

Die Stumme von Portici.
Der Schnee.
Der Maskenball.
Das eherne Pferd.

Von **Meyerbeer.**

Robert der Teufel.
Die Hugenotten.
Der Kreuzritter in Egypten.

Von **Marschner.**

Der Templer und die Jüdin.
Des Falkners Braut.

Von **Kreutzer.**

Libussa.
Cordelia.

Von **Weigl.**

Die Schweizerfamilie.

Von **Lebrun.**

Die Wiener in Berlin.

Von **Herold.**

Das Zauberglöckchen.
Marie.
Zampa.

Von **Reissiger.**

Adèle de Foix.
Turandot.
Libella.

Von **Richard Wagner.**

Rienzi.
Der fliegende Holländer.
Tannhäuser.

Von **Chélard.**

Macbeth.

Von **Halévy.**

Guido und Ginevra.

Von **Wolfram.**

Der Bergmönch.
Schloß Candra.
Die bezauberte Rose.

Von **Lwoff.**

Bianca und Gualtiero.

Von **Grétry.**

Blaubart.

Von **Gläser.**

Des Adlers Horst.

Von **Rastrelli.**

Die Neuvermählten.

Von **Isouard.**

Joconde.

Von **Paër.**

Sargino.

Von **Miltiz.**

Saul.

Von **Ries.**

Die Räuberbraut.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Im Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig sind ferner erschienen:

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Miniaturformat. Eleg. cart. mit Goldschnitt und Vignette auf dem Umschlag . . . . . 15 Ngr.

Burns (Robert), Gedichte, deutsch von W. Gerhard. Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen. gr. 12. cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Byron (Lord), die Braut von Abydos, Maseppa und Lebensklänge, deutsch von W. Gerhard. 8. geh. . . 12 Ngr.

Criepen (H.), Zwei Bücher von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit in neuem Kleid. Miniaturformat. 8. In Umschlag cart. mit Vignette . . . . . 22½ Ngr.
(Freie Uebersetzung nach Ovid's Ars amatoria.)

Diez (Fr.), die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

— — Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters. gr. 8. . . . 3 Thlr.

Gerhard (W.), Gedichte. 4 Bde. gr. 8. geh. . . 6 Thlr.

Jameson (Mrs.), Frauenbilder oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen. Deutsch von Dr. Adolf Wagner. gr. 12. cart. . . 2 Thlr. 15 Ngr.
Gebundene Ausgabe auf fein Papier 3 Thlr. 6 Ngr.

Koberstein (Aug.), Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte und Aesthetik. gr. 8. geh. . . . . 1 Thlr. 15 Ngr.

Köhler (L.), Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman. 3 Bde. 8. geh. . . . . 4 Thlr.

— — Johannes Huß und seine Zeit. Historisch-romantisches Zeitgemälde. 3 Bde. 8. geh. . . . 4 Thlr. 15 Ngr.

Legenden. In Bearbeitungen der namhaftesten Dichter Deutschlands. 2 Bde. mit 1 Stahlstich. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.
In eleg. Umschlag carton. 3 Thlr.

Mosen (Jul.), das Lied vom Ritter Wahn. Eine uraltitalische Sage in 24 Abenteuern. 8. geh. . . . . 15 Ngr.

Motherwell's und **Tannahill's** Gedichte. Deutsch von H. J. Heinze. Mit Notizen aus dem Leben beider Dichter und erläuternden Anmerkungen. gr. 12. geh. 1 Thlr. 3 Ngr.

Norwegen 1814. Historisch-romantisches Gemälde von L. K. 12. geh. . . . . 1 Thlr. 21 Ngr.

Oehlenschläger (A.), die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Aus dem Dänischen übertragen und mit einem mythologischen Wörterbuche versehen von Dr. G. T. Legis. 8. geh. . . . . 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfranger (J. G.), der Mönch vom Libanon. Ein dramatisches Lehrgedicht, mit einer Vorrede herausgegeben von A. Wendt. 3. sehr veränderte Auflage. 8. . . . . 1 Thlr.
(Seitenstück und Fortsetzung zu Lessing's Nathan der Weise.)

Polko (Elise), Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. Erste Reihe. Mit Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen von J. C. Löbel und G. Schlick und dem Bildniß der Verfasserin in Stahlstich. 5. neu durchgesehene Auflage. 8. geh. . . . . 2 Thlr.
in eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 7½ Ngr.
in desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. Zweite Reihe. Mit Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen von J. C. Löbel. 2. Aufl. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.
in engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr.
in desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 7½ Ngr.

— — Aus der Künstlerwelt. I. Mit Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. geh. . . . . 2 Thlr.
in eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 10 Ngr.
in desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 16 Ngr.
(Wird fortgesetzt.)

Schiller (Friedr. von), Der Geisterseher, aus den Papieren des Grafen von O***. Fortgesetzt von X. Y. Z. 2. und 3. Theil. 4. Auflage. gr. 16. geh. . . . . 12 Ngr.
(Supplement zur Taschenausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken.)

— — Dasselbe: 5. Auflage. gr. 8. geh. . . . 24 Ngr.
(Supplement zur Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden.)

Das belagerte Wien. Eine Reimchronik. Miniaturformat. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr.
in eleg. engl. Einband 2 Thlr.

Portrait von Elise Polko, geb. Vogel. Nach einem Oelgemälde von Joseph Scheyx, in Stahl gestochen von L. Sichling. Nebst Facsimile. Fol.
auf weißem Papier: 12 Ngr.
auf chines. Papier: 15 Ngr.

Portrait von Wilhelmine Schröder-Devrient. Relief nach E. Rietschel, in Stahl gestochen v. L. Sichling. Fol.
auf weißem Papier: 12 Ngr.
auf chines. Papier: 15 Ngr.
